

INHALT

Die Glocken von Sankt Elisabeth <i>Dr. Edmund Schroeder † (Schwerin/Meckl.)</i>	7
Lübtheen in historischer Sicht / <i>Dr. phil. Johannes Overbeck</i>	14
Chronik der Stadt Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte. VIII (h, 2) Marsch des Yorckschen Korps von der Mosel bis an die Marne (25./26. Januar bis 2. Februar 1814). Das Reitergefecht bei La Chaussée (am 3. Februar 1814). <i>Staatsarchivrat Dr. Paul Steinmann</i>	28
Über die Blockflöte / <i>Nikolaus Nothnagel</i>	40
Der junge Tag / <i>G. H. Piehler</i>	42
Karl Christian Klasen / <i>P.</i>	43
Ein unveröffentlichter Brief von Luise Reuter geb. Kuntze	45
Begegnung / <i>Worte und Weise von G. H. Piehler, Satz v. Hans Borlisch</i>	46
Joachim Slüter, Ein niederdeutscher Reformator (1490—1532). <i>Oberkirchenrat Dr. Gerhard Bosinski (früher Landessuperintendent in Neustrelitz)</i>	49
Wann lüftet sich das Geheimnis? (Rethra-Forschungen ergaben: Der Schloßberg scheidet aus)	65
Ein Brief von der Insel Teneriffa / <i>Dorothea Engelhardt</i>	68
Auf dem Hochsitz / <i>Dr. Fritz Hagemann</i>	69
In Memoriam Oberstudiendirektor Dr. Philipp Illmann <i>Pfarrer G. Peters, Berlin-Schöneberg (1941)</i>	70
Uns' plattdütsch Eck	71
Ein Streifzug durch Pommerns Mundarten (III) <i>Oberstudiendirektor i. R. Dr. Gerhard Brose</i>	75
Mensch und Maschine <i>Korvettenkapitän a. D. Hermann Brunswig, Argentinien</i>	78
Deine Hände / <i>Goede Genrich</i>	84
Zu unseren Texten und Bildern	85
Studienrat i. R. Dr. phil. Ernst Meyer †	86
Der Hirtenknab / <i>G. H. Piehler</i>	86
Vermischte Beiträge	87



Madonna Immaculata im Liebfrauendom zu München
von Elmar Dietz - 1959 - Bronze - etwas überlebensgroß

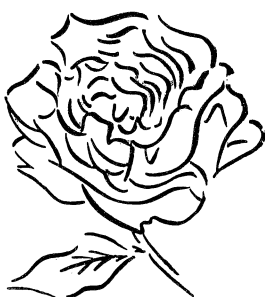


Königin Luise

*Prinzessin von Meckl.-Strelitz, Tochter des Herzogs Carl, unseres Gründers
(Gemälde von Wilhelm Ternite)*

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



DAS 50. HEFT

34. Jg. - Nr. 50

Göttingen

Herbst 1968

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten
Einzelheft 12,- DM

Im Auftrage der Carolinerschaft herausgegeben

von

Oberstudiendirektor a. D. Gustav H. Piehler
Göttingen, Guldenhagen 19

Schriftleitung: G. H. Piehler, Göttingen; Dr. W. Lehmbecker, Kiel

Druck: Buchdruckerei und Graphische Werkstätten
Gebrüder Wurm KG, Göttingen

Die Glocken von Sankt Elisabeth

Von Edmund Schroedert (Schwerin/Meckl.)

Dreimal haben die Glocken von Sankt Elisabeth mir ins Leben geläutet.

Es war vor einem halben Jahrhundert. Da streifte ich an einem leuchtenden Sonntagmorgen, einem Morgen, wie nur das alte Marburg ihn schenken konnte, durch die feierliche Stille der Hangwälder von Spiegelslust, planlos, ziellos, allein dem Überschwang der grünenden Natur hingegeben. Und da erklang es: ein tiefer, noch in der Ferne voll klingender Ton, und dann ein Zusammenhall von Hell und Dunkel, von dumpfem Dröhnen und jubelndem Singen. Die Sonntagsglocken von Sankt Elisabeth. Der leichtfertige Bursch wurde still, ließ sich im Schwall der Töne dahintreiben, es packte ihn, und niemals verlor er die Stimme von Elisabeth aus dem Ohr, nicht in Examensnöten, nicht im Krieg, nicht im Gedränge des Berufes.

Fünfundzwanzig Jahre später. Ein rüstiger Wandersmann, ein sehr lebendiges Töchterchen an der Hand, hält erinnerungsträchtigen Einzug in die Stadt seiner schönsten Jugendjahre. Vom Christenberg her kommt er, hat die Mellnau begrüßt, die schwungvolle Brücke von Goßfelden unter den Füßen gehabt, das vertraute Wehrda durchschlendert. Nun steht er am Marburger Elisabethbrunnen. Und just in diesem Augenblick umfaßt ihn Elisabeths Stimme mit überwältigend von den Türmen herabfallendem Klingen. Marburg hat ihn wieder . . .

Und abermals rollen mehr als zwei Jahrzehnte dahin. Auf der Terrasse des Kurhotels Ortenberg sitzt — diesmal Weib und Kinder vollzählig an der Hand — der alte Graukopf und blickt still auf das alte Nest. Kein strahlender Tag. Der Himmel grollt. Gewitter ziehen sich zusammen. Fahles Wetterleuchten zuckt auf. Graue Schleier sinken auf die Stadt herab. Verfrühte Lichter blinken über das Tal. Und da ist es wieder: in hellem Klingen hebt eine Glocke von Elisabeth ihr Abendlied an, das volle Geläute fällt gedämpft ein, gedämpft schallt es auch aus der Ferne von der Lutherischen Kirche herüber, und dann mischt sich als letzte die Kugelkirche mit sich silbern emporschwingender Stimme in den Chor. Marburg läutet den Sonntag ein. Elisabeth beherrscht die vielfältige Tonfülle dieser überwältigenden Symphonie, die das breite Tal bis hinauf zum gewittergrollenden Himmel mit ihren Akkorden erfüllt. Haben Stadt und Landschaft den Alten noch nicht in ihren Bann gezwungen, Elisabeths Stimme tut es.

Ja, da ist der alte Herr wieder in die Stadt gekommen, die die Stadt seiner Jugend war und geblieben ist. Oh nein, er neigt nicht zur Gefühlsduselei, wenn er auch dann und wann Rudolf Herzogs „Welt in Gold“, allerdings unter Unterdrückung aufwallender kritischer Stimmen, in die Hand nimmt. Warum auch nicht? Trat er doch einst als krasser Fuchs voll rosiger Erwartung in diese Welt, die im goldenen Schein vor ihm zu liegen schien, mitten in einem Marburger Sommer voller Blüten, voller Gesang und voller Purpurschein. Und voller Heckenrosen. Das Heckenrosenlied war das Lied des Marburger Sommersemesters. Rein und klar schwang es sich in den sonigen Tag, wenn sich in die jungen Männerstimmen der helle Sang der ach so hübschen, nicht nur liebenswürdigen, sondern des Verliebten würdigen Marburger Mädchen mischte. Weniger harmonisch klang es, wenn unsere angerauchten Kehlen es auf der Faßpartie im Schatten der Weintrautseiche unter Begleitung der sieben Raben in den herabsinkenden Abend schmetterten. Grausig aber und böse Gefühle aufwühlend, scholl es dem Philister in die Ohren, wenn schwankende Gestalten in später Nacht oder früher Morgenstunde ihn mit den vermaledeiten Heckenrosen aus süßem Schlummer aufstörten. Es war ein ruheloses Semester, das Sommersemester des großen Weinjahres 1911. Sogar Hamburger Zeitungen wußten von der Schlaflosigkeit der Marburger Studenten zu berichten. Daß trotz alledem die Kollegs gefüllt waren, daß die

Untergasse dank den zwischen der Universität und der klösterlichen Kühle des Seminars hin und her strömenden Musensöhne eine verkehrsreiche Straße war, das möchte einen heute noch wundernehmen. Aber es war so. Ruhelose Nächte hatten übrigens nicht weniger die rotkrägigen Ordnungshüter Onkel Knauffs, des Polizeigewaltigen. Sie hielten reiche Ernte. Unzählige „Protokolle“, Strafmandate, halfen die notleidende Stadtkasse füllen. (Onkel Knauff, Wachtmeister Heinrichs, wir haben es nicht vergessen!)

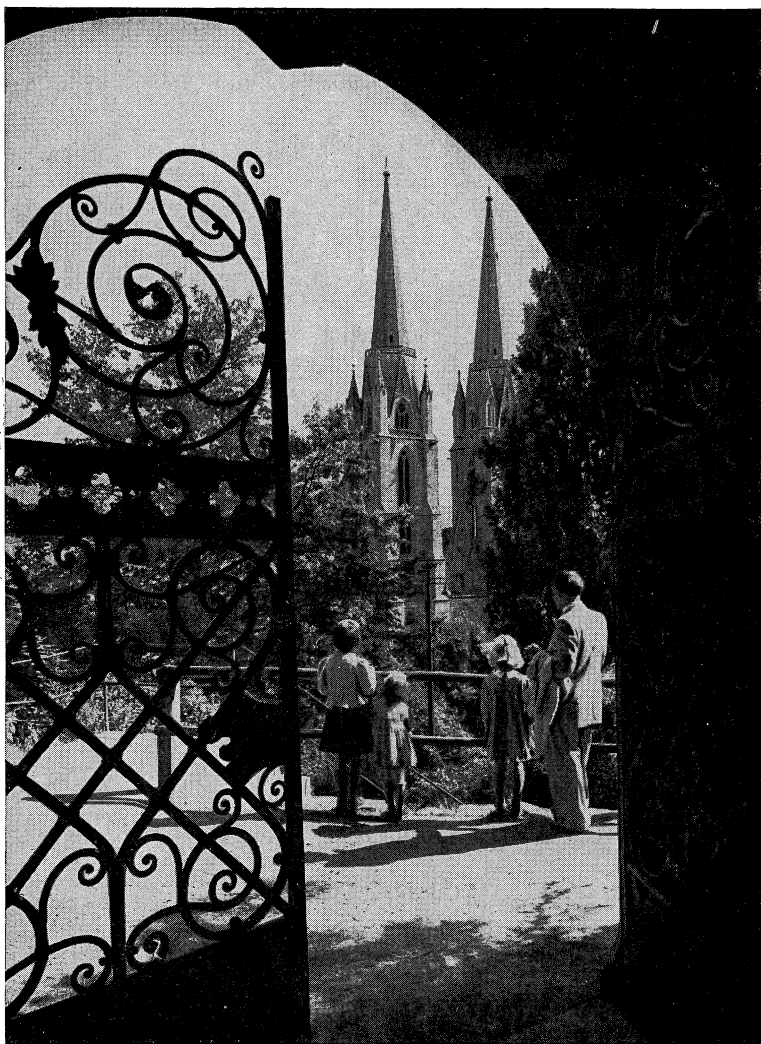
Er mag sich dagegen sträuben: solche Erinnerungen schießen dem alten Herrn auf der Ortenbergterrasse durch den Sinn, wie er da das Bild seiner alten Stadt vor sich hat. Aber er ist nicht nach Marburg gekommen, um in vergilbten Erinnerungen zu rascheln. Er weiß zu genau, wie gefährlich es ist, zu alten Feuerstätten zurückzukehren und alles oder doch vieles, was einst seine Welt war, verändert, verwandelt oder gar nicht mehr vorzufinden. Nein, er will mit der freundlichen Ironie, die das Alter sich wohl erlauben darf, hier und da die leeren Schneckenhäuser seiner Vergangenheit lächelnd am Wegesrand auflesen, aber in der Hauptsache will er mit nüchternen Augen sehen, ob die vielbeschriebene ewige Jugend, die man dem altersgrauen Nest von jeher nachgesagt hat, noch grünt, d. h. ob und wie es mit der Zeit Schritt gehalten hat.

Aus dem fernen Norden kommt der alte Gast. „Aha, dort die Amöneburg, ganz so wie einst, also alles beim Alten geblieben!“ stellt er fest, als der Zug durch Kirchhain rauscht. Irrtum, wie sich später herausstellt! Einst gab es dort nur ein dörfliches Gasthaus, heute prunkt das Bergnest mit nicht nur einem Café! Dann Cölbe: Das Wirtshaus am Bahnhof, einst Schauplatz blutiger Paktage und am Sonntag ohne den liederreichen Schröcker Peter nicht zu denken, steht noch da. Aber so viele Häuser hatte das Bierdorf doch nicht? Und drüben Wehrda: es hat noch seinen wehrhaften Kirchturm, aber es ist aus seiner Haut herausgewachsen. Nach Marburg zu – Schloß und Elisabeth winken schon ihren Willkommensgruß herüber, wie einst – ist kaum eine Abgrenzung wahrzunehmen.

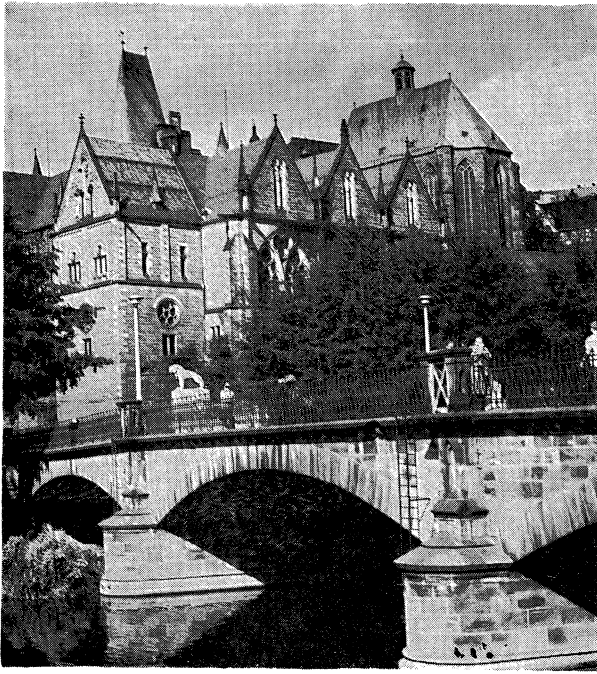
Und nun Marburg selbst. Zögernd setze ich den Fuß aus dem Zug. Und in der Tat: Was ich zuerst sehe und was mich ein wenig ins Schwanken bringt, das sind die Spuren des Krieges am Bahnhof, um ihn herum und, wie man bald entdeckt, im Klinikviertel. Neubauten an Stelle von Altvertrautem sind auch Narben. Im Europäischen Hof – ich gerate gerade in sein Restaurant, als dort eine französische Reisegesellschaft in liebenswürdiger Dezenz Mittagsrast macht – klafft eine häßliche Bombenlücke. Und das Hessen-Preußenhaus am Bergeshang über dem Ende der Bahnhofstraße, wo ist es? So verzichte ich, obwohl ich der stillen Versonnenheit des Michelchens einen Besuch zgedacht habe, darauf, den Weg zur Augustenruhe hinaufzuklimmen, um von ihm aus – wie einst – den Verkehr in der Bahnhofstraße gemächlich aus der Vogelperspektive zu mustern. Oh, da geht es anders her als damals. Mehr als einmal haben wir dort gestanden, um das aufregendste Verkehrsschauspiel, das Marburg zu bieten hatte, zu genießen, nämlich, wie die Pferdebahn vom Bahnhof her heranzuckelte und nach geraumer Weile mit Bimbimbim und Hü und Hott in Richtung Elisabethkirche um die Ecke rumpelte. Dann sahen wir staunend, wie die Elektrische sie ablöste. Und heute? Ein ununterbrochener Strom von Kraftwagen aller Kaliber, von blitzsauberen Autobussen und von Lastwagen, und dazwischen die kleinen gelben Postflitzer. Wenn er noch lebte, würde der liebe Gott heute sicher seine Dienstgänge in so einem Wägelchen erledigen. Der liebe Gott? Ja, das war unser alter, weißbärtiger Geldbriefträger, der uns unseren nie zureichenden Wechsel auf die Bude brachte und den alle 2000 Studenten mit einem vergnügten „Tag, lieber Gott!“ begrüßten. Einen einträglichen Posten hatte er: Vom noch so kleinen Wechsel fielen fünfzig oder hundert Freudenpfennige für ihn ab. Am Monatsende fehlten sie uns!

Was man in all dem Getöse und Getue des Verkehrs vermißt, sind die alten Lastwagen mit ihren schweren Gäulen und der an der Hinterachse hängenden, über das

holprige Pflaster rasselnden Stütze, die, sich beim Halt auf steiler Straße in die Fugen des Fahrdammes stemmend, das Gefährt gegen das Rückwärtsfahren sicherte. Und die alten Chaisen, dieser höchste Fahrluxus vergangener Tage, unentbehrliches Zubehör eines jeden Stiftungsfestes, sind auch nicht mehr . . .



Dafür klemmen sich in der Enge beängstigend aufschwellende Kraftwagen durch die immer noch schmalen Gassen der Oberstadt. Der Fußgänger, der einst vom breiten Stein nicht wankte und nicht wich und die volle Breite der Straße für sich beanspruchte, drückt sich verlegen an die Häuserwände. Da ist kein Raum mehr für den alten Mittags- und Abendbummel, und Zeit hat man auch nicht mehr zu diesem Stelldichein des jungen Marburg männlichen und weiblichen Geschlechtes. Und dabei gibt es — das darf auch ein alter Herr wohl feststellen — noch immer der frischen, hübschen, sauber gewaschenen Mäderchen genug in Marburg! Daß so viele von ihnen mehr oder weniger zerknitterte und sogar schottisch karierte Hosen tragen müssen,



*Die Marburger
Philipps-Universität*

das will dem alten Ästheten freilich nicht ganz einleuchten. Aber dem sei, wie es wolle: ihre frische und fröhliche Gegenwart ist ihm unanfechtbarer Beweis, daß das alte Marburg jung geblieben ist.

Wenn er sich allerdings nach seiner eigenen Generation umsieht, da gibt es ein süßsauer lächelndes Hinter-den-Ohren-Kratzen. Begegnet ihm da — oh, wie selten! — ein weibliches Gesicht, dessen er sich aus seiner Sünden Maienblüte zu erinnern glaubt, ja, dann gehört es einer netten, freundlichen, aber, na, sagen wir mal älteren Dame in ergrauten oder gar weißem Haar, und er beschließt, wenigstens an diesem Tage nicht in den Spiegel zu schauen, um im eigenen holden Antlitz nach den Spuren seiner Jugendschönheit zu spähen . . .

Mit den alten, bekannten Gesichtern ist es also so eine Sache. Ein jüngeres Geschlecht beherrscht das Feld. An den Geschäften und Läden der Oberstadt entdecke ich zwar noch unvergessene Namen; immer noch frißt an der Wettergasse Katz die Maus mit Rumpf und Stumpf. Aber hinter den alten Namen stecken junge, fremde Gesichter. Überhaupt: wie sehen die alten Straßen eigentlich aus? Zunächst glaubt man, sie hätten sich gar nicht verändert. Da grüßen noch immer die alten Giebel, sogar die alten Fenster der Buden, in denen man einst sein Wesen trieb. Da ist noch der Schwan an der Apotheke, der sich alljährlich geduldig einen blaurot-goldenen Anstrich gefallen ließ. Auch der Bär thront unbewegt, von den Zeitläufen unberührt, phlegmatisch auf seinem Brunnen. Der Brunnen an der Wasserscheide, die Kanzel mancher Fastnachtpredigt, ist auch noch da. Um den am Plan ist es allerdings etwas kahl geworden. Aber vor dem Weidenhäuser Torhaus kann sich das Auge noch an der rührenden Würde der klassizistischen Brunnensäule erfreuen.

Das ist es so, was einen mit vertraulichem Augenblinzeln grüßt. Aber sonst? Die Läden sind nicht mehr die alten. Wo einst bescheidene Ladenfenster Raum für bescheidene Schätze boten, blinken heute breite Spiegelscheiben, hinter denen sich alle Köstlichkeiten der weiten Welt anpreisen. Drinnen alles blitzendes Glas, blanke

Kachelwände, kunstvolle Täfelung — oh, Marburg, wie hast du dich verändert! Und verjüngt! Der alte Herr trauert den alten Kaufgewölben nicht nach; er bedauert es nicht einmal, daß er den kleinen Tabaksladen nicht mehr finden kann, in dem er jene phantastisch gekrümmten Zigarren kaufte, die man anschaulich „krumme Hunde“ nannte. Er freut sich, daß eine zum Glück noch nicht große Stadt in ihrem Kleid dem Sauschritt der Zeit folgt, ohne den Atem zu verlieren.

Und vor allem erfreuen ihn die unaufdringlichen Veränderungen des Marktplatzes, die vorbildliche Lösung, die man für den Neubau an Stelle des „Alten Ritters“ gefunden hat, und der schöne Marktbrunnen mit dem wackeren Ritter St. Georg, der an die Stelle der alten, starren Brunnensäule getreten ist. Aber wie schade, daß nicht mehr die kleinen Hessertrinchen in ihren bunten Trachten auf seinen Stufen sitzen, und ebenso schade, daß die bunten Bauertrachten den Wochenmarkt nicht mehr beleben. Frauentrachten sieht man ja noch, aber wo sind die Männertrachten geblieben? Die breiten Hüte der Schwälmer, die schwarzen und blauen Leinenkittel und die Schnallenschuhe? Der Zeitengott hat es, wie alle Welt, eilig: Schwälmer Tracht und Traktor sind wohl nicht gut vereinbar.

Über diese im Grunde doch etwas bedauernden Betrachtungen hilft einem der blechern gellende Schrei des Rathausgockels hinweg. An die 45 Jahre wohl ertönt er wieder, und merkwürdig: noch immer blicken die Menschen, wenn der Hahn krähen mit den Flügeln schlägt, zu ihm empor und lächeln. Wenige von ihnen haben den großen Tag — wohl im Jahre 1912, erlebt, an dem die alte Kunstuhr wieder in Gang gesetzt wurde. Es war kurz vor der Mittagsstunde. Alles, was irgend Zeit hatte — das waren viele — und was um des großen Ereignisses willen das Kolleg schwänzte — das waren noch viel mehr —, sammelte sich auf dem Markt. Der große Augenblick naht. Atemlose Stille. Die Uhr holt zum Schläge aus. Und dann erschallt die cholerische



Der Marktbrunnen

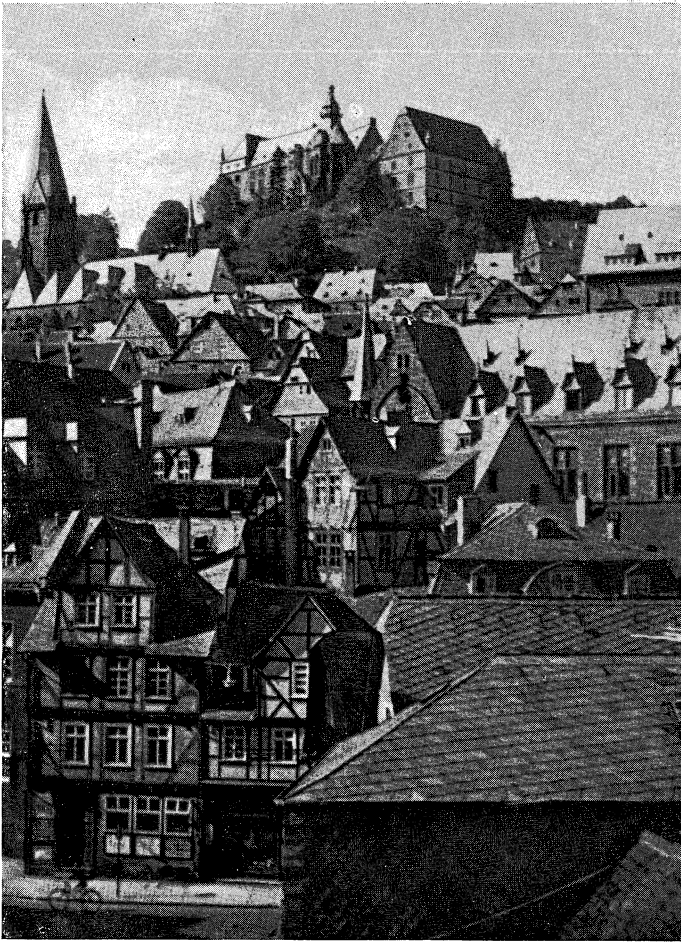
Gockelstimme, die Flügel klappern, die Figürchen machen ihre eckigen Bewegungen. Wirkung: ein homerisches Gelächter braust über den Platz, und im Nu ist die Menge der Zeugen des historischen Ereignisses in alle Winde zerstoßen, d. h. in die Früh-schoppenlokale. Es gab ein lustgeschwelltes Becherlupfen!

Wohin zieht es den alten Studio, wenn er so den Marburger Hahnenschrei vernommen hat, anders als aufs Schloß? Er kennt zwar noch die verzwickten Schleichwege zu ihm hinauf, auch die verborgene Wendeltreppe zwischen den Häuserchen mit den Dachhaustüren und die endlos zum Himmel aufsteigende Schloßtreppe würde er finden. Aber er macht von dem Fortschritt der Zeit Gebrauch und vertraut sich dem Schloßbus an, der sich durch enge Gassen zwingt, ihn durch unwahrscheinliche Kurven schleudert, die Steile der Lutherstraße verbissen hinaufbrummt und ihn schließlich vor den zeitunberührten Mauern des Landgrafenschlosses durchrüttelt und halb betäubt ablädt. Nun kann er Umschau halten. Da liegt das alte Nest zu seinen Füßen, aber nicht nur das alte Nest, sondern auch die neue Stadt, Häuser über Häuser. Sogar hinter Hansenhaus und Bismarkturm leuchten rote Dächer durch das Grün. Aber das alte Marburg ist es doch geliebt. Die Herrin Natur, Lahntal, Berg-hänge, ein weiter Himmel, zwingt auch die unbändige Bautätigkeit zur Unterordnung. Und der alte Student, der einst auf die Unübertrefflichkeit seiner Altstadtbude schwor, überlegt, ob er, noch einmal in Verlegenheit, nach Gelegenheit zu spähen, den langen Leib zu fassen, nicht doch hinaus in die Außenviertel ziehen würde mit ihren hübschen, oft phantasievollen Häusern in prangenden Gärten und mit ihrem Ausblick auf das sich kühn auftürmende Häusergewirr der alten Stadt.

Mit einem letzten Blick auf dieses Blühen und Gedeihen scheidet der Alte vom Schloß und taucht wieder in die Tiefe, hinab zur Alma Mater Philippina, dem eigentlichen Herzen Marburgs. Elwert, Markees, Vetter findet er wohlthuend verjüngt an alter Stelle. Nur Godescalcus' Kilian hat seine alte mürrische Miene bewahrt, obwohl er menschenfreundlicheren Zwecken dient als seinerzeit, als er Polizeihauptquartier war.

Und dann steht man in dem ferienstillen Kreuzgang der Universität. Noch immer die alte steinerne Klosterluft, noch immer die schweren Türen zu den Auditorien, aus denen der alte Studiosus den geisterhaften Hall von Stimmen, denen der einstigen Größen der Universität, zu vernehmen glaubt. Der kleine Kreuzganggarten, scheint es ihm, könnte gepflegter sein. Und schmerzlich vermißt er die von Unbe-lohde geschriebene Gedenktafel mit den Namen der im ersten Weltkrieg gefallenen Kommilitonen. Mochte sie ein Provisorium sein, sie sagte ihm mehr und Persönlicheres als die jetzige wortkarge Tafel mit den schwerwiegenden Jahreszahlen 1914, 1918. Aber es ist wahr: für den heutigen Bürger der Philippina verknüpft sich keine persönliche Vorstellung mehr mit den Gestalten jener gläubigen Jugend, sie ist nur noch in den Herzen ihrer heute alt gewordenen Freunde wach. Und so erklärt man sich aus vollem Herzen heraus mit dem Löwendenkmal einverstanden, das man ihnen in ihrer namenlosen Gesamtheit mit Recht nicht im klösterlich abgeschlossenen Bezirk der Philippina, sondern unten an der Lahnbrücke, nahe einem Brennpunkt des strömenden Verkehrs, mitten im fließenden Leben gesetzt hat.

Da stehe ich an der Lahn. In trüb braunem Schwall gurgelt sie unter der Brücke dahin. Drüben Weidenhausen, auch dies scheinbar unverändert. Das Sankt-Jakobs-Hospital zeigt noch immer sein würdig-freundliches Gesicht, auch Missomelius und den Hannes findet man noch vor und die kleine Kapelle im grünüberwucherten Friedhof auch. Ich biege in das Kappel-Gäßchen ein, um einen alten Freund zu besuchen, den stillen Steig, der zwischen Graben und Gärten hinter den Häusern entlangführte und den man auf dem Wege zum Hansenhaus der dumpfigen Fahrstraße vorzog. Oh weh! Das hätte ich mir ersparen sollen! Er ist nicht mehr da, er soll anscheinend Straße werden und ist es noch nicht. Es war vielleicht ein wenig viel verlangt, gerade diesen Winkel unverändert vorfinden zu wollen. Aber es ist doch eine Enttäuschung, ein leiser, winziger Schmerz, gerade groß genug, um einen die — wir wollen ein großes Wort gebrauchen — unsagbare Wonne so recht empfinden zu lassen, die einem

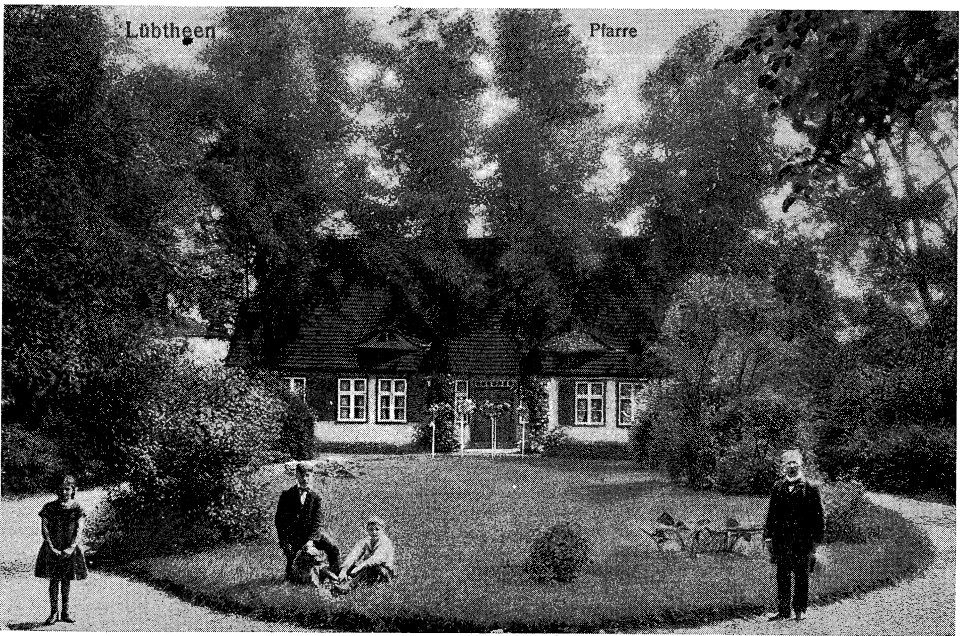


Das alte Marburg

im übrigen das Wiedersehen mit dem alten, erinnerungsträchtigen und doch ewig jungen, mit einem Wort, lieben Marburg aus vollen Händen geschenkt hat.

Aber, wenn ich so meine Eindrücke und kleinen Erlebnisse, die mir die Heimkehr ins alte Marburg bescherte, überdenke, was war denn eigentlich das Schönste? Es war nicht die Universität, das Schloß und der Rathausgockel, nicht das Bild der alten, immer aufs neue anheimelnden Gassen, nicht das frischlebendige Leben und Treiben in ihnen. Es war Sankt Elisabeth, die unvergleichliche Harmonie ihrer Hallen und Türme, der kostbare, unvergänglich warme Ton der auf heimischen Höhen gewachsenen Sandsteinquadern, das unbeschreibliche Leuchten der alten Chorfenster, die Landgrafengräber, der Lettner, die fromme, milde menschliche Anmut der Bilder der heiligen Frau und, ergreifend sich einfügend in diese alte Welt, der nicht durch seine Größenmaße, sondern durch seine Eindruckskraft überwältigende Cruzifixus Ernst Barlachs. Und — der Klang ihrer Glocken.

Der alte Herr hat ihn immer noch, auch in der Ferne, im Ohr. Und er möchte ihn noch einmal hören, wie er dieses liebe Stück deutscher Erde, das sich Marburg nennt, mit seiner sanften Gewalt beruhigend, begütigend, friedevoll einhüllt.



Das Pfarrhaus in Lübtheen

Lübtheen in historischer Sicht

Von Johannes Overbeck

Außerhalb der Grenzen Mecklenburgs dürfte der Name Lübtheen kaum bekannt sein. Und auch viele Mecklenburger werden nur eine vage Vorstellung von diesem Orte haben, es sei denn, sie hätten im südwestlichen Teil ihrer engeren Heimat gewohnt.

Lübtheen gehört noch zur Jabelheide, einer großen zur Elbe hin leicht geneigten Fläche, die zumeist aus Sand besteht, der stellenweise zu hohen Dünen aufgeweht ist und heute von Kiefernwäldern und Heide bedeckt ist. Sie steht in dem Rufe, öde, langweilig, reizlos zu sein, eine Gegend, „wo Voß und Has sich gun Nacht seggen“.

„As ik achter de Mähl kamm, kamm ik in de Haid — ne trostlose Gegend! Sand un Dannenbusch un Haidkrut un Knirk, so wid dat Og reckt, — Weg gängen bi Weg . . .“ so sagt Fritz Reuter, als er, endlich frei, von Dömitz nach Grabow zu wanderte.

Diese große sandbedeckte Ebene verdankt ihre Entstehung ihrer Lage am Fuße der Gletscherzungen der letzten Eiszeit. Der südwestliche Teil Mecklenburgs wurde nicht mehr von dieser Eiszeit betroffen, sondern die Gletscherzungen reichten nur bis zu einer Linie, die im Nordosten von unserm Gebiet durch den Erdmoränenwall mit den Gütern Warlitz, Goldenitz, Pritzier, Schwchow bezeichnet wird. Die Chaussee Goldenitz — Pritzier verläuft in einer Höhe von etwa 40 m. Man hat von ihr einen weiten Blick nach Süden, Lübtheen dagegen liegt 20 m tiefer. Diese Ebene ist gebildet von den Sandmassen, die die zum Urstromtal der Elbe strömenden Schmelzwasser hier abgesetzt haben. Die Rinnen, die diese Wasser rissen, sind zugleich die Vorläufer der heutigen Nebenflüsse der Elbe — Elde, Rögnitz, Krainke, Sude und Bille. Nur vereinzelt finden wir auch in unserem Gebiet Moränenboden unter dem Sand. Es sind Reste der vorletzten Eiszeit.

Hier am Rande der erwähnten Gletscherzungen herrschte damals ein Klima, das dem des heutigen Nordsibiriens gleichen mochte. Roh und unverwittert lagen die Sandmassen des Schmelzwassergebietes da. Jeder höhere Pflanzenwuchs war ausgeschlossen. Und in dieser Zeit hat der Wind, wenn in der wärmeren Jahreszeit das Land austrocknete, die teilweise hohen Dünen der südwestlichen Heide aufgeweht. Nach und nach wird sich in dieser kalten Zeit die bescheidene Flora der nordischen Froststeppe entwickelt haben, vergleichbar der sibirischen Tundra mit Zwergbirke und Polarweide. Auf ihr fanden Rentierherden ihre kärgliche Nahrung. In diese Tundrazeit fallen die Kulturen altsteinzeitlicher Rentierjäger, die A. Rust in der Nähe Hamburgs entdeckt hat.¹⁾

Etwa 8000 vor Chr. setzt die Nacheiszeit ein. Es wird wärmer; Kiefer, Birke, Lärche ziehen ein, Ulme, Linde und Eiche folgten. Das Klima, beeinflusst vom Ozean, wurde feuchter. Es ist die Zeit der mittleren Steinzeit, aus der die berühmten Harpunen stammen, welche am Nordende des Schweriner Sees entdeckt wurden.

Man hat berechnen können, daß um 5500 vor Chr. ein feuchtwarmes, niederschlagsreiches Klima einsetzte mit Jahresdurchschnittstemperaturen, die einige Grade höher lagen als heute. Der Mensch stand auf der Kulturstufe der jüngeren Steinzeit.

„Der Anbruch der jüngeren Steinzeit ist für die Menschheit ein Ereignis von unabsehbarer Tragweite. Seit dieser Periode datiert unsere heutige Wirtschaftsweise. Bis über die Mitte des vergangenen Jahrhunderts unterschied sich diese kaum von dem Ackerbau und der Viehzucht, wie sie in der jüngeren Steinzeit eingeführt wurden“²⁾.

Zugleich aber begann der Mensch auch, den Wald zu roden. Während auf fruchtbaren Böden jetzt die Buche vorherrschte, blieb auf weniger guten Böden die Eiche der herrschende Baum. Sie wurde aber mit dem übrigen Wald durch Waldweide, Brennen und Verwertung als Nutzholz so weit vernichtet, daß man in späteren Jahrhunderten gezwungen war, eine geregelte Waldwirtschaft einzuführen. So kam mit Beginn des 19. Jahrhunderts die Kiefer in unser Gebiet und ist seitdem der dominierende Baum in der Jabelheide.

Mecklenburg und damit auch unser Gebiet war in der jüngeren Steinzeit dicht besiedelt.³⁾ Es ist die Zeit der Hünengräber. Doch ist in unserem Gebiet kein Hünengrab erhalten; ich nehme an, daß beim Bau der Hamburg—Berliner Chaussee in den 20er Jahren des 19. Jahrhunderts manches Hünengrab zerstört ist; vom Gebiet nördlich Lübbtheen werden noch im 19. Jahrhundert Hünengräber bei Helm, Karft u. a. genannt. Hinweisen möchte ich auch auf den Ortsnamen Camin bei Hagenow zu slav. „kamen“ Stein. Zwar gibt es viele Ortsnamen dieser Art (z. B. Kamin, Cammin, Chemnitz u. a.), aber ich möchte doch annehmen, daß mancher auch auf Anwesenheit von Hünengräbern hinweisen könnte, besonders wenn diese Orte wie Camin bei Hagenow in flachem Gelände liegen.

Um die Mitte des 2. Jahrtausends wird die Steinzeit von der Bronzezeit abgelöst. Es entstehen größere Dörfer, doch scheint das südwestliche Gebiet ziemlich siedlungsleer gewesen zu sein. Aber ein besonders wertvoller Fund aus dieser Zeit hat Lübbtheen bekannt gemacht: ein schönes bronzenes Hängebecken gefüllt mit sonstigen Schmuckgegenständen, einer Gürtelschließe, einer Fibel, fünf Manschettenarmringen, zwei Halsringen, vier Schleifenarmbändern, einem Fingerring und einer Sichel.⁴⁾ Nach E. Schuldt⁵⁾ ist es „im wahrsten Sinne eine Meisterarbeit und gewissermaßen Höhepunkt und Ende einer Formenreihe“. Das Stück wurde auf dem jetzigen Lübbtheener Friedhof im Sande vergraben gefunden. Wenn gerade in unserem Gebiet, dem südwestlichen Mecklenburg verhältnismäßig wenig Funde aus der Bronzezeit ans Licht gekommen sind, so zeigen

1) Alfred Rust, Vor 20 000 Jahren, Neumünster 1962.

2) G. Schwantes, Deutschlands Urgeschichte, Stuttgart 1952.

3) Ewald Schuldt, Mecklenburg urgeschichtlich, Schwerin o.J. vgl. Karte S. 25.

4) Abb. bei E. Schuldt, a.a.O., S. 65.

5) a.a.O., S. 64.

doch Sagen und alte Überlieferungen, daß dies wohl mehr auf Zufall beruht. Denn die Sagen von den „Unterirdischen“, die man hämmern und klopfen hören kann, wenn man das Ohr an geeigneten Stellen und zu bestimmten Zeiten auf die Erde legt, zeugt doch davon, daß man Bronzesachen im Boden gefunden hat und sich deren Herkunft nicht anders erklären konnte, als daß die kleinen Unterirdischen sie dort geschmiedet hätten.

Damals wohnten schon Germanen in Mecklenburg, die in der folgenden Eisenzeit mit den Römern vielfältig in Berührung kamen. So wissen wir, daß im 5. Jahrhundert vor Chr. Langobarden an der Niederelbe und in unserem Gebiet nachweisbar sind. Etwa 400 nach Chr. ziehen sie ab und machen anderen Stämmen Platz.

Von der Dichte der Bevölkerung zeugen zahlreiche aus dieser Zeit stammende Urnenfriedhöfe, und gerade der größte bisher bekanntgewordene Urnenfriedhof liegt in der Nähe Lübtheens auf der Feldmark von Pritzler⁶⁾. Hier sind vom 3. bis zum 5. Jahrhundert über 2000 Urnen beigesetzt. Nach dem Abzug der Langobarden scheint der aus dem Norden gekommene germanische Stamm der Warnen in unserem Gebiet gesessen zu haben. Auch sie zogen dann im Laufe der Völkerwanderung nach Süden ab. Nur wenige Germanenreste blieben im ostelbischen Gebiet zurück. „Auf Grund umfangreicher Forschungen an dem Material der spätrömischen Siedlungsperiode glaube ich sagen zu dürfen, daß im Laufe des 5. Jahrhunderts die wesentlichen Teile der bis dahin starken germanischen Bevölkerung abgewandert sind. Eine kleine Gruppe germanischer Körpergräber sind auch im 6. Jahrhundert nachweisbar. Mit dem Ende des 6. Jahrhunderts hören alle Funde auf. Im Laufe des 7. Jahrhunderts werden die neuen Bewohner schon Teile des Landes im Besitz haben.“⁷⁾ Slawische Stämme sickerten in das leere Land ein. Auf die Leere des Landes deutet auch das Fehlen vorslawischer germanischer Siedlungsamen. Die Ortsnamen sind slawisch oder nach der Ostkolonisation des 12. und der folgenden Jahrhunderte deutsch.

Das südwestliche Heidegebiet muß damals recht unwirtlich gewesen sein. Da es noch keine Elbdeiche gab, werden bei Hochwasser die Nebenflüsse der Elbe, Elde, Rögwitz, Sude, Krainke weit über ihre Ufer getreten sein, so daß alle tiefer liegenden Gebiete überschwemmt waren und die Jabelheide im Winkel zwischen Sude, die nördlich von Lübtheen in ostwestlicher Richtung fließt, und Rögwitz, die westlich von Lübtheen in die Sude mündet, von Wasser und Sumpf umgeben war.

Hier siedelten die Stämme der Polaben, d. h. die Elbanwohner nach slaw. „Laba“ = Elbe und „po“ an, wie die Pommern nach „po more“ = am Meer benannt sind. Wie die Landnahme vor sich ging, wissen wir nicht. Höhepunkt der politischen Macht und der Ausdehnung der Slawen ist das 9. Jahrhundert. Bald setzen die Kämpfe mit den Deutschen ein. Das westliche Mecklenburg bis Schwerin ist um 1171 sächsisch besiedelt. Um 1060 schon waren die Bistümer Mecklenburg und Ratzeburg gegründet worden. 1158 wurde die Grafschaft Dannenberg errichtet, deren Herrschaftsbereich über die Elbe reichte und u. a. auch das Land Jabel umfaßte, mit der Aufgabe, die Kolonisation in diesen Gebieten voranzutreiben. Es ist ein Vertrag erhalten zwischen dem Bischof Isfried von Ratzeburg (1190—1195) und den Grafen von Dannenberg über die Einkünfte beider aus diesem Gebiet. Aus ihm und dem aus dem Jahre 1230 stammenden berühmten Zehntregister des Sprengels Ratzeburg geht hervor, daß zu dieser Zeit die Besiedlung der Jabelheide durch deutsche Kolonisten noch nicht begonnen hatte.⁸⁾ 1306 stirbt das Dannenberger Grafenhaus aus.⁹⁾

⁶⁾ E. Schuldt, a.a.O., S. 91.

⁷⁾ E. Schuldt, Die slaw. Keramik in Mecklb. = D. Ak. d. Wiss. zu Berlin, Sektion Vor- und Frühgeschichte Bd. 5, 1936, S. 56. Vgl. auch R. Trautmann, die slaw. Ortsnamen Mecklb. und Holst. 1950, S. 3 f.

⁸⁾ H. Witte, Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg. Stuttgart 1905, S. 54.

⁹⁾ Die folgenden Angaben zur Geschichte Lübtheens verdanke ich dem Buch „Karl Meyer, Die Geschichte L. 1923“, Herr Kantor Meyer war eine bekannte Persönlichkeit in L. Ich sehe ihn noch vor mir, wie er mit seiner Frau durch die Straßen L's geht.

Unser Gebiet fällt jetzt an die Herzöge von Sachsen-Wittenberg und an deren sächsisch-lauenburgische Vettern. Damals war Redefin nordöstlich Lübtheen, an der Sude, der bedeutendste Ort des ganzen Landstriches. Die Herzöge von Sachsen-Wittenberg belehnten mit ihrem Anteil. d. h. mit der Hälfte von Redefin und den übrigen Ländereien die Grafen von Schwerin. Die Herzöge von Sachsen-Lauenburg hatten die andere Hälfte von Redefin und alle Ortschaften des damaligen Kirchspiels Jabel. Es waren alles Bauerndörfer, Herrnsitz war nur Redefin. Um 1350 sitzt auf Redefin Ulrich von Pentz. Er und ein Verwandter von ihm, ein von der Hude, waren gefürchtete Raubritter, die die ganze Gegend unsicher machten. Denn durch dies Gebiet ging die Handelsstraße Lübeck—Magdeburg. Die Redefiner sprechen ihren Ort „Räfin“ aus, das bedeute, erzählten sie mir, man müsse leise sprechen, damit der gefürchtete von Pentz sie nicht höre. Auch zeigte man mir die Stelle, wo die Raubritterburg gestanden haben soll.¹⁰⁾

Doch die Hansestädte schlugen zurück und zerstörten zahlreiche Raubritterburgen u. a. auch Redefin.

Am 7. März 1343 übergab der Graf Nicolaus II. von Schwerin (die Linie stirbt 1359 aus) das Recht der Nachfolge sowie seinen Anteil an der Jabelheide dem Hause Mecklenburg. Die auch in der Jabelheide ansässige Familie von der Hude verkauft ihr Gebiet dem Herzog von Mecklenburg. In dem erhaltenen Kaufvertrag¹¹⁾ vom 14. September 1363 findet sich die erste Erwähnung von Lübtheen. Es heißt dort: Ich, Heinrich von der Hude, . . . verkaufe Dat halve Hus tu dem Redefine . . . dat halve Dorp in Beltzke (heute Belsch von sl. Belsk zu belyj weiß, wahrscheinlich ein alter Bachname¹²⁾ und die molne in Beltzke, dat halve Dorp tu dem Quaste (heute Quast zu sl. chvast¹²⁾ Unkraut, altes Quaste weist auf den Plur. chvasty), dat halve Dorp tume Treptze (heute Trebs gehört m. E. zu sl. trebiti roden), dat halve Dorp to der Jabele (zu jabło wilder Apfel; es gibt kaum eine Baumart, die nicht in sl. Ortsnamen erscheint. Die Jabelheide heißt in alten Urkunden terra Jabele) . . . den halven Diek to Loosen (zu sl. los, Elch, dazu das Adjektiv losin), dat dorp tu . . . Voltzerode (deutscher Name — Kurzform zu einem Vollnamen mit Volk + roden) . . . dri del des dorpes tu dem Ramme (heute Ramm zu sl. rob — o Nasal wie franz. an in l'an — russ. rubit' = roden, das b ist nach Nasallaut nur schwach zu hören wie im heutigen Polnischen, und der Nasallaut wurde im Munde der niederdeutschen Siedler zu am), dat halve Dorp tu dem Lubbtene . . . an S. Durchlaucht den Herzog Albrecht von Mecklenburg“. Der Ortsname Lübtheen ist aus einem Personennamen gebildet, der mit ljub = lieb anlautete z. B. Ljubogost; aus solchen sogenannten Vollnamen wurden Kurz — oder Kosenamen — vgl. Wilhelm — Willi — so entstand ein Ljubota — Ljubotyn, Lubbetene, heute gibt es noch in Rußland und Polen das Dorf Lubotyn.

Lübtheen blieb ein reines Bauerndorf, da es zum größten Teil dem Domanium angehörte, nur wenige Höfe waren im Besitz der Familie von Pentz. Herzog Adolf Friedrich kaufte die letzten dem Adel gehörigen Hufen in Lübtheen an, und 1684 gehörte Lübtheen ganz zum Domanium, ein glücklicher Umstand für den Ort. Es gab hier nur freie Bauern, keine leibeigenen Tagelöhner durch Legen von Bauernstellen.

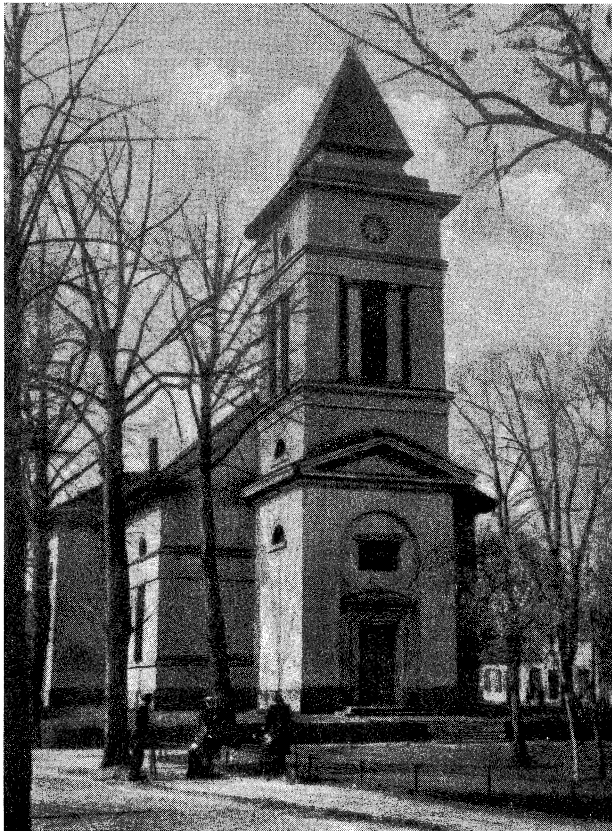
Werfen wir einen Blick auf die damaligen kirchlichen Verhältnisse. Etwa 1230 gründete Bischof Gottschalk von Ratzeburg das Kloster Eldena an der Elde, in der Mitte zwischen Grabow und Dömitz. Eldena sollte eine Stätte sein, „die weit hineinreichte in die tannendüstere, öde und einsame wendische Jabelheide, wo vom heiligen Michael in Jabel selbst und vom heiligen Georg in der Kirche zu Konow (heute geschrieben Conow zu sl. kon' Pferd westlich von Eldena) wirksamster Beistand im Kampf gegen die Dämonen erhofft und mit reichlichem Gebet erfleht wurde.“¹³⁾

¹⁰⁾ In Wirklichkeit geht „Redefin“ auf einen slawischen Personennamen zurück.

¹¹⁾ Mecklbg. Urk. 15, 347.

¹²⁾ R. Trautmann, Alb- und Ostseeslaw. Ortsnamen II, 31.

¹³⁾ Zitiert nach K. Meyer, siehe Anm. 9.



Die Kirche in Lübben

Zu diesem Archidiakonat, das vom Bischof dem Probst von Eldena übertragen wurde, gehörten alle Kirchen zwischen Sude, Elbe und Elde, auch Jabel, zu dessen Kirchspiel Lübben, das noch keine eigene Kirche hatte, gehörte. Der letzte Probst von Eldena, von Jetz (= von Götz), war ein heftiger Gegner der Reformation. Aber schon vom Jahre 1537 hören wir, daß Pastor Andreas Sachse in Conow predigte, daß also die Jabelheide lutherisch war. An den Probst von Eldena erinnert noch der Ortsname Probst Jesar (gespr. Jeiser von sl. jezero = See). Hier befindet sich der einzige See dieser Gegend.

1596 findet die erste Kirchenvisitation in der Gemeinde Jabel statt. Dort war Pastor der damals 60jährige Johannes Poreb. In dem Bericht der Visitatoren heißt es: „Sie ist im Katechismus schlecht beschlagen, es fehlt nicht an solchen, die das heilige Sacrament versäumen, Weib und Kind verprügeln, sich sogar nicht selten an den eigenen Haus- und Familienvätern vergreifen. Auch der Adel geht mit schlechtem Beispiel voran. Der alte Volrad (von Pentz?) kommt überhaupt nicht zur Kirche und lebt als Witwer mit seiner Köchin“.¹⁴⁾

In Lübben predigte der Pastor aus Jabel alle 4 Wochen, der Gottesdienst fand in einer Scheune statt; der letzte Pastor aus Jabel, der hier predigte, war Christoph Seehase, er starb 1682. Nunmehr wurde Lübben eine selbständige Gemeinde. 1689 wurde die

¹⁴⁾ Nach K. Meyer, s. Anm. 9.

erste Kirche errichtet in Fachwerkbau mit Turm und Glocke. Inzwischen hatte Lübtheen schwere Zeiten durchgemacht. So waren die Schweden 1634 nach ihrer Niederlage bei Nördlingen bei Artlenburg unterhalb Lauenburg über die Elbe gesetzt und zogen plündernd durch das Land. Am 31. Oktober schreibt Herzog Adolf Friedrich, daß diejenigen Ämter, welche der Marsch berührt hatte, „ganz ruiniert“ sind. Sengend und brennend durchzogen die Schweden das Land. Aus dieser Zeit stammt das Wiegenlied:

Bet, Kinner, bet!
Morgen kümmt de Swed!
Morgen kümmt de Ossenstiern,
Will de Kinner beden liern.
Bet, Kinner, bet!

Später kamen plündernde Banden der Kaiserlichen.

Lübtheen gehört um 1650 als herzogliches Domanium zunächst zum Amt Schwerin, 1757 kommt es zum neu gebildeten Amt Hagenow. Die wenig fruchtbare Gegend mit ihrem sandigen Ackerland und ihren vermoorten Wiesen haben es den Bewohnern sicher besonders schwer gemacht, sich von den Verheerungen des 30jährigen Krieges zu erholen. So ist aus dem Jahre 1684 ein Bittgesuch erhalten, wo die Einwohner von Lübtheen Hanß Schulz, Stoffter Behrend, Peter Könning, Joachim Simecke (1623 gibt es dort einen Peter Sümmecke), Hanß Schwarz, Joachim Ritzmann den Herzog Christian Ludwig um „Dilation“ ihrer Abgaben bitten. Als Gründe geben sie an Viehsterben und kein oder wenig Brotkorn. Im 18. Jahrhundert stellen herzogliche Beamte in einem Gutachten fest, daß der Acker von Lübtheen aus schlechtem Sand und Moorboden besteht, daß die Wiesen schlecht und ungünstig für die Viehzucht sind. In einem anderen Bericht von Schweriner Beamten an Herzog Friedrich Wilhelm heißt es, „daß von dem geringen Ackerwerk kaum so viel Korn alß die Haushaltung, auch Priester-, Küster- und Schmiedegebühr erfordert, gebaut wird . . . die Viehzucht betreffend, so ist dieselbe bei diesem Dorf auch solchergestalt beschaffen, daß nach proportion des Ackerwerks und Wiesenwachses kein Vieh sonderlich mehr, als waß die unterthanen zur Betreibung ihres Ackerwerks höchst nötig und durch den Winter bringen können, kann gehalten werden“.

Diese Klagen über ungenügenden Ertrag des Ackers reißen nicht ab. Die umfangreichen Tannenwälder von heute sind noch nicht vorhanden, Wolken von Sand treibt der Wind über die Saaten. Bezeichnend ist, was Curt von Pentz schreibt vom Land in Volzrade (5 km südlich Lübtheen) „Es ist großen Theils Weh-Sandt, und was daß eine Jahr begatet (bearbeitet)^{14a)} wird, dasselbichte hat das andere Jahr wegh gewehet . . .“

Die Akten des Zeitraumes 1683 bis 1714 enthalten in der Hauptsache nur Klagen über ungenügende Einnahmen, Bitten, die Abgaben zu ermäßigen oder zu stunden, die eingelegten Exekutionen aufzuheben. Doch Serenissimus konnte den ewigen Klagen gegenüber auch hart sein. Wir haben einen energischen Bescheid vom 7. Dezember 1708: „Wir befehlen euch und wollen gnädigst, desweilen man merkt, daß Supplikanten aus bloßer Widerspenstigkeit ihre prästande Abgaben nicht abgeben wollen . . . ihr die widerspenstigen Hauswirte so lange, bis sie ihre Abgaben richtig gemacht, nach Dömitz zur Vestungs-Arbeit schicken sollet“.

Nicht immer mag der Flugsand den Boden bedeckt haben, denn unter ihm liegt an manchen Stellen, wie oben erwähnt, ein Lehmboden, der Moränenboden der vorletzten Eiszeit. So heißt es von dem heutigen Dörfchen Ramm (7 km östlich Lübtheen) im Kirchenvisitationsprotokoll von 1596, daß Ramm ein Bauerndorf von 14 Hufen Landes mit eigener Kapelle gewesen sei und daß dort alljährlich am Maria-Magdalenenstag (22. Juli) ein Jahrmarkt abgehalten sei. Der Bericht schließt mit der Klage, es ist aber alles mit Sande verweht“.¹⁵⁾

^{14a)} gaten zu gäten, einer Nebenform zu jäten.

¹⁵⁾ Nach H. Vick, Sagen und volkskundliche Überlieferungen aus dem Kreise Hagenow, Schwerin 1959, S. 79.

Vick führt noch folgende Reime an:

Dei Wind dei weiht, dei Hahn dei kreit,
dei Sand fangt an tau weihn,
un kümmt dei Sand up Weitenland
wo wist du Weiten meihn?
Dei Nordostwind, dat Heidekind,
holl hult hei äewer dei Barg —
dei Hahn dei kreiht, dei Wind dei weiht,
bald liggt dat Dörp in'n Sarg.

Daß Ramm einmal bessere Zeiten gesehen hat, scheint auch aus alten Überlieferungen hervorzugehen, die übertrieben von einer großen Stadt Ramm sprechen. Die Sagen um Ramm sind so zahlreich und altertümlich und so großartig, daß Wossidlo urteilte, es gäbe neben Rethra keinen Ort in Mecklenburg, dessen Sagen so ganz vom Abglanz heiliger Zeiten übergoldet sind.¹⁶⁾

Ramm soll in alten Landkarten als große Stadt eingetragen gewesen sein. Eine drollige Geschichte weiß zu berichten: Als 1870 der Musketier Heinrich Techam aus Alt Jabel bei einem Advokaten in Orleans in Quartier lag und, weil Plattdeutsch ja eine internationale Sprache war, er sich gut mit ihm verständigen konnte, habe der Franzose ihm erzählt, daß sein Großvater unter Napoleon in der Stadt Ramm gewesen sei. Er konnte ihm sogar die Stadt auf einer Landkarte zeigen.¹⁷⁾

Nun, die Rammer werden wohl selbst Schuld gehabt haben, daß ihr Ort von Sand überweht ist. Denn das Wort „Ramm“ gehört ja zu einem Stamm, der „abholzen“ bedeutet.

In unserer Gegend hat sich das Wendentum am längsten gehalten. Vick¹⁸⁾ berichtet von Sagen, in denen sich deutlich eine Erinnerung an alte Kultbräuche der Wenden widerspiegelt. Interessant sind die von ihm aus der Reimchronik des Rostocker Geschichtsprofessors Nicolaus Marschalk Thurius († 1525) zitierten Verse:

Im Sommer so laufen sie um ihre Huben
Wohl über ihr Feld mit großem Sange.
Ihre Pauken sie schlahn mit einer Stange,
Die Pauken von eines Hunds Haut zwar,
Sie machen sie zu mit Haut und Haar,
Und meinen, so weit die Laut' erklingt,
Ihr Regen und Donner nicht Schaden bringt.
Ihr Priester ist der erste in Reihen,
Der tritt ihm vor den Tanz im Maien;
Wendischer Sitt' ist ihm bekannt,
Jetzo ist er Slavasko genannt.

Und Witte¹⁹⁾ bringt von demselben Marschalk ein Zitat, wo er von den Bewohnern der Jabelheide sagt: Qui Gabellarum saltus incolunt, tam re, quam sermone adhuc Sarmathae, nihil de moribus mutavere. (Die Bewohner der Jabelheide sind der Sache wie der Sprache nach bis heute Wenden, sie haben nichts an ihren Sitten geändert.) Von wendischen Predigten allerdings, wie im hannoverschen Wendland, wissen wir nichts, auch von slawischen Texten wie im Wendland hat sich keine Spur erhalten.²⁰⁾

So hatte Lübbtheen als kleines, unbedeutendes Dorf eben so wie die anderen Dörfer der südwestlichen Heide dahingelebt. Da traten Ereignisse ein, die es die anderen Dörfer

¹⁶⁾ Siehe H. Vick, a.a.O., S. 79.

¹⁷⁾ Vick a.a.O., S. 81 f.

¹⁸⁾ Ebenda S. 80.

¹⁹⁾ Hans Witte, Wendische Bevölkerungsreste in Mecklenburg. Stuttgart 1905, S. 112.

²⁰⁾ Vgl. zu diesen Fragen auch C. A. Endler, die bäuerliche Bevölkerung Mecklenburgs vor dem 30jährigen Krieg. Hamburg 1934, Bes. S. 19 ff.



rechts: Das alte Posthaus

der Jabelheide bald überflügeln ließ, die bewirkten, daß Lübtheen zum Flecken mit Marktgerechtigkeit wurde.

Im 18. Jahrhundert wurde die Berlin/Hamburger Post eingerichtet. Der Postweg ging über Lenzen a. d. Elbe, Lübtheen und Boitzenburg. Und zwar bekam Lübtheen ein Hauptpostamt. In der letzten Station vor Lübtheen, in Kaliß, war nur Pferdewechsel, während Kondukteur und Postillion bis Lübtheen durchfuhren. Hier war längerer Aufenthalt, nicht nur die Pferde, auch die Begleitmannschaften wechselten.

Es entwickelte sich bald ein lebhafter Postverkehr in beiden Richtungen. Der Betrieb wurde so groß, daß die Hauptpost selten unter 2 bis 3 Beiwagen, bisweilen sogar 8 bis 11 hatte. Hinzu kamen noch zahlreiche Extraposten, für die ebenfalls Pferde und Fahrer gestellt werden mußten. So brachte die Post Arbeit und Verdienst für alle. Ein großes Postgebäude wurde gebaut, in dem sich zu meiner Zeit das Amtsgericht befand und das heute, wie ich erfahren habe, als Internat für die Oberschule dient.

Lübtheen vergrößerte sich und galt schon damals als Mittelpunkt der ganzen Gegend, so daß 1772 die Bitte an den Herzog erging, Lübtheen zum Flecken zu erheben. Um 1800 war Lübtheen schon ein Dorf mit 32 Bauern, 48 Vollbüdnern und kleineren Landwirtschaften, dazu kamen Gastwirte, Handwerker und Kaufleute sowie die bei der Post Beschäftigten.

Allerdings die Straßen waren noch nicht gepflastert, die Häuser waren „Klehmstakenbauten“ mit Strohdächern. Nur 4 Steinhäuser gab es: Pfarre, Predigerwitwenhaus, Krug und Posthaus. Der Wunsch, zum Flecken befördert zu werden, ging erst 1822 in Erfüllung. Lübtheen erhielt Marktfleckengerechtigkeit. 1830 wurde es sogar selbständiges Amt; der Amtsbezirk war gebildet aus dem südlichen Teil des Amtes Hagenow, die nördliche Grenze war die Sude.

In dieser Zeit erhielt Lübtheen eine neue Kirche. Diese neue Kirche sollte an derselben Stelle stehen wie die alte. So kam man auf die originelle Idee, die Fenster und die Füllung des Fachwerks aus der alten Kirche herauszunehmen und dieses Gestell dann mittels Rollen und Winden nach Süden zu ziehen. Dann wurden die Fenster wieder eingesetzt,

das Fachwerk ausgefüllt, und während des Bauens der neuen Kirche hier weiter Gottesdienst gehalten. Dieses Bauwerk steht noch, natürlich ohne Turm, unweit des Pfarrhauses an der heutigen Bahnhofstraße. Es ist in einzelne Wohnungen aufgeteilt und heißt im Volksmund „Langer Jammer“.

Mit dem Bau der neuen Kirche wurde 1817 begonnen. Sie ist nordsüdlich orientiert, der Turm steht auf der Nordseite. Der Altar befindet sich an der westlichen Langseite, auf einer Empore über ihm die Kanzel, ihr gegenüber die Orgel, die Carl Friedrich von Pentz aus Volzrade gestiftet hat. Es ist ein nüchterner klassizistischer Bau, dem auch das schmucklose Innere entspricht.

Vorher schon war ein neues Pfarrhaus gebaut, da das alte im Laufe der Jahre recht baufällig geworden war. Zum Bau sollten die Gemeindemitglieder für jede Hufe 1 Taler 16 Schilling beisteuern. Doch der Adel beschwerte sich beim Herzog Christian Ludwig, er sei zu den nötigen Fuhren verpflichtet, nicht aber zu einem Geldbetrag. Nach langen Verhandlungen kam es 1750 zu einem Vergleich. Der Adel hatte zu tadeln, daß das neue Pfarrhaus viel zu groß sei, es sei kein „Gewöhnlich Priester Hauß, welches man dem Herrn Pastori . . . hingesetzt, sondern man könnte fast den Nahmen eines priesterlichen Palastes demselben beilegen“. ²¹⁾

Soweit ich mich erinnere, ist auf dem Querbalken über der Haustür des jetzigen Pfarrhauses eine Jahreszahl aus etwa dieser Zeit eingeschlagen. Das Pfarrhaus ist ein sehr geräumiges Gebäude mit großen Zimmern und war für die damalige Zeit sicher „ein priesterlicher Palast“. In der Küche war anfangs noch ein großer Rauchfang über dem Herd, der aus der Zeit stammte, wo man auf offenem Feuer kochte.

Nördlich der Kirche befindet sich der Kirchplatz, der durch einen Bach vom Marktplatz getrennt wird. Er hieß „dei Preisterbeck“, weil er aus einer Wiese hinter dem Pfarrgarten herkam. Nur für Fußgänger gab es eine Brücke über den Bach, die sogenannte Schafbrücke; Fuhrwerke, also auch alle Postwagen, durchquerten den Bach in einer Fuhr. Erst 1802 legte man eine steinerne Brücke an, während der übrige Teil des Baches ein Gelände bekam. Ältere Einwohner erzählten mir, daß sie im Winter auf dem Markt ihre Schlittschuhe anschnallten und dann auf dem zugefrorenen Bach bis zu dem Teich hinter dem Pfarrgarten liefen. Heute ist der Bach ganz zugedeckt.

In den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts verlor Lübtheen sein Postamt wieder, weil die neu erbaute Chaussee Berlin—Hamburg Lübtheen nicht berührte. Das Postamt wurde nach Redefin verlegt. Doch für diesen Verlust sollte Lübtheen bald reichlich entschädigt werden. Einige 100 m südwestlich von Lübtheen befand sich ein Hügel, genannt der Mühlenberg, bestanden mit einem kleinen Wäldchen mit Fußwegen und Bänken für Spaziergänger. Am Berg war eine Sandgrube, aus der die Lübtheener ihren Sand holten. Im Frühjahr 1826 stieß der Gerichtsdiener Jenz beim Sandholen auf einen weiß-schimmernden Stein, den der damalige Apotheker Hennigs (eine Apotheke gab es seit 1824) als Gips feststellte. Gips war damals ein begehrtes Düngemittel. Die Regierung sandte einen Fachmann zur Untersuchung. Es wurden Bohrungen gemacht und ein ausgedehntes Lager von Gips und Kalk erschlossen. Doch die ersten Versuche, mit einem Göpelwerk und Windmühle den Gips abzubauen, rentierten sich nicht. Nun wurde 1846 die Bahnlinie Hamburg—Berlin eröffnet, die nördlich von Lübtheen vorbeiführt. Ein Beamter der Bahn, Eisenbahnbaumeister Fritze, erkannte bald, daß der Betrieb des Gipswerkes zu primitiv war. Er gewann Geldgeber, und es wurden zwei große Dampfmaschinen von Borsig erworben. Die Zahl der Arbeiter des jetzigen Unternehmens betrug 30 bis 40, steigerte sich zeitweilig sogar auf 200. Aus dem erbohrten Rohmaterial wurde gebrannter Gips hergestellt, der vielfache Verwendung zu Gipsabgüssen, Bauzwecken, Stukkaturen, Verbänden usw. fand. Auf Grund dieser Funde richtete die Hamburg—Berliner Bahn sogar die ursprünglich nicht geplante Station Pritzler, nördlich von Lübtheen, ein. Die Vorteile für Lübtheen waren groß, viele neue Häuser wurden gebaut, die Straßen gepflastert, Handel und Wandel blühten auf.

²¹⁾ Nach K. Meyer, s. Anm. 9.

In diese Zeit fällt ein für den Ort recht betrübliches Ereignis, das der Chronist²²⁾ mit folgenden Worten schildert. „Am 19. Mai Dienstag vor Himmelfahrt 1846 ging Kantor Hirsch nachmittags nach der Schule, seine lange Pfeife rauchend, in seinem Garten spazieren, als er plötzlich ein Brausen hörte, sich umwendend sah er das Wohnhaus seines Nachbarn in hellen Flammen.“ Der Wind trug die Flammen weiter, die reichlich Nahrung an den mit Stroh gedeckten Häusern fanden. 3 Erbpächter, 26 Büdner, 1 Holzwärter waren obdachlos. So traurig das Ereignis war, es sollte die Grundlage werden für das Aussehen des heutigen Lübtheens. Denn 1842 begann man mit dem Neuaufbau nach einem festen, vom Amtmann von Wickede entworfenen Plan. Dabei wurden auch alle um die Kirche gelegenen Bauernstellen ausgesiedelt, zum Teil nach Neulübtheen, einer kleinen südwestlich vom Ort angelegten Siedlung.



Inneres der Kirche

Die Bohrungen am Gipsberg hatten eine Tiefe von 12 m erreicht, und es begannen sich Schwierigkeiten einzustellen. Da nun in der Nähe des Gipsberges bei den Bohrungen zuweilen Wasser hervorsprudelte, das Kalispuren aufwies, entschloß sich die Regierung, Tiefbohrungen durchzuführen. 1874 stellte man in 325 m Tiefe ein großes Kalilager fest, das, wie weitere Bohrungen ergaben, sich in südlicher Richtung bis Jessenitz ausdehnte. In Lübtheen herrschte auf diese Nachricht hin große Freude. Man feierte am 18. August 1879 ein großes Salz-Volksfest; allerdings, wie sich bald herausstellen sollte, etwas verfrüht, da noch zwei Jahrzehnte vergehen sollten, bis der Friedrich-Franz-Schacht seine Arbeit aufnehmen konnte. Denn das Abteufen eines Schachtes war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Man mußte durch viel Wasser führende Schichten hindurchstoßen. Auch mit den Bohrmaschinen hatte man Unglück, das Gestein brach, so daß erst am 11. Dezember 1905 ein regelmäßiger Förderbetrieb aufgenommen werden konnte. Eine große Erleichterung brachte die auch Jessenitz berührende 1898 eröffnete Eisenbahnstrecke Lübtheen—Mallis (an der Strecke Ludwigslust—Dömitz) für den An- und Abtransport von Materialien bzw. Kali-

²²⁾ Siehe Anm. 9.

salzen. Vom Pfarrgarten aus gut sichtbar erhob sich ein Förderturm, und wir sahen am Drehen der Räder, wann ein- oder ausgefahren wurde. Ende 1905 waren dort über 200 Arbeiter beschäftigt, deren Zahl später noch größer wurde. Sie kamen zum großen Teil aus Staßfurt. In der Nähe des Schachtes, nach Probst-Jesar zu, entstand eine große Siedlung schmucker Häuser für die Bergleute. Über der Stelle, wo zuerst Kali gefunden wurde, wurde der Grundstein eines Denkmals für Großherzog Friedrich Franz III. gelegt. 1906, als das Kalibergwerk in vollem Betrieb war, wurde das Denkmal enthüllt. Großherzog Friedrich Franz IV. hielt die Ansprache und wünschte dem Werk eine glückliche Zukunft.

Im benachbarten Jessenitz war ein Schacht von einer Tiefe von 604 m ebenfalls unter großen Schwierigkeiten niedergebracht worden. Auch hier erhob sich bald ein Förderturm. Man kann sich denken, welche Vorteile Lübtheen von dieser Industrie hatte. Es war die große Zeit für Lübtheen vor dem ersten Weltkriege, die ich auch noch miterleben konnte. Selbst ganz Mecklenburg, ein ausgesprochenes Agrarland, zog gewisse Vorteile aus dieser Industrie, da es Düngesalze aus Lübtheen 20 Prozent billiger erhielt. Leider sollten beide Bergwerke nicht von langer Dauer sein. In Jessenitz wurde das Eindringen des Wassers immer stärker. Am 24. Juni 1912 hörte man ein unterirdisches Brausen und Donnern. Beamte und Arbeiter mußten eilig den Schacht verlassen, während hinter den Flüchtenden, die den Förderkorb nicht mehr benutzen konnten, sondern aus einer Tiefe von 600 m auf Leitern nach oben klettern mußten, das Wasser immer höher und höher stieg. Allen gelang es, nach oben in Sicherheit zu kommen. In der Umgebung spürte man Erdstöße. In Probst-Jesar, Trebs und bei Lübtheen senkte sich stellenweise der Boden. Der Friedrich-Franz-Schacht bei Lübtheen mußte für einige Tage die Arbeit unterbrechen, weil hier Gebäude beschädigt waren.

Ähnlich wie in Jessenitz hatte man auch im Lübtheener Bergwerk wachsende Schwierigkeiten mit Wassereinbrüchen, der man trotz aller zur Verfügung stehenden modernen technischen Hilfsmittel nicht Herr werden konnte. Das Bergwerk war nicht zu retten. In der Nacht vom 8. zum 9. Dezember 1916 wurden die Einwohner Lübtheens durch starke Erdstöße aus dem Schlaf geweckt. Der Schacht war verloren, wie sich am 9. Dezember herausstellte. Wieder zeigten sich Senkungen in der Umgebung Lübtheens, ein Gebäude in Probst-Jesar mußte sogar geräumt werden. Heute sind beide Fördertürme längst wieder verschwunden. Die neu errichtete Siedlung am Friedrich-Franz-Schacht erwarb die christliche Gemeinschaft „Lobetal“, in den Gebäuden des Werkes selbst befindet sich heute, soviel ich weiß, ein Krankenhaus.

Auf dem Gelände des ehemaligen Schachtes in Jessenitz wurde während des ersten Weltkrieges ein Futtermittelwerk eröffnet, um Stroh zu erschließen. Mit Melasse gemischt sollte es helfen, die Knappheit an Futtermitteln für das Vieh zu überwinden.

Dem Reisenden, der von Pritzier nach Lübtheen kommt, fällt als erstes Haus auf der linken Seite ein stattliches Gebäude auf. Es ist das frühere Seminar für Ausbildung von Lehrern an ritterschaftlichen Schulen. Es besteht seit 1902. Harte Kämpfe zwischen Regierung und Ritterschaft waren vorausgegangen, bis es endlich zur Einrichtung dieses Seminars kam. Nach dem Landesgrundgesetzlichen Erbvergleich von 1755 verfügten die Gutsherren selbständig über ihre Schulen! Sie konnten Lehrer anstellen und entlassen, wie es ihnen paßte: „Dem Bauersmann liege nicht daran, ob seine Kinder Unterricht im Rechnen oder Schreiben haben“²³⁾.

Wiederholt versuchte die Regierung, hier bessernd einzugreifen. Sie erreichte wenigstens, daß die sich um eine Lehrstelle bewerbenden (oft waren es Handwerker, die nicht recht vorankamen oder Gutsdiener, deren Herrschaft ihnen so eine Versorgung zukommen lassen wollte) von den betreffenden Präpositi geprüft wurden. 1869 unter Friedrich Franz II. hatte die Regierung endlich durchsetzen können, daß in Lübtheen ein Seminar für ritterschaftliche Lehrer eingerichtet wurde.

²³⁾ Nach K. Meyer, s. Anm. 9.

Zum damaligen Kuratorium gehörten u. a. Superintendent Scheven-Doberan und der Pastor, später Kirchenrat Jung ²⁴⁾ aus Lübtheen. 1887 wurde Konrektor Schlie-
mann Leiter des Seminars, dessen Direktor er bis zur Auflösung der Anstalt war.
Im Jahre 1919 konnte das Seminar sein 50jähriges Bestehen feiern. Direktor Schlie-
mann hielt die Festrede, auch der damalige Staatsminister Sivkovich war zu dem
Festakt erschienen. Aber schon nach einigen Jahren mußte das Seminar seine Pfor-
ten schließen, da ja die Ausbildung der Lehrer jetzt auf Universitäten erfolgte.

Wer in den 20er oder 30er Jahren als Fremder nach Lübtheen kam, mag vielleicht
gedacht haben, welch ein ödes Nest. Von welcher Seite er auch kam und wo er den
Ort auch verließ — überall Sand, die Wege mit Birken gesäumt, der Ort reizlos ohne
irgendwelche bemerkenswerte Baulichkeit. Nur das fiel angenehm auf, daß alle
Straßen wie auch der Kirchplatz mit Linden bepflanzte waren. (Man wollte früher
sogar den Namen Lübtheens von sl. lipa-Linde ableiten). Nach Osten und Süden
zu erstreckten sich weite, anscheinend endlose Kiefernwälder. Und doch lebte es sich
schön hier; es gab ein anregendes, gesellschaftliches Leben.

Natürlich fehlte auch nicht der Königsschuß, der in der sog. Lantsch, einem klei-
nen Wäldchen westlich von Lübtheen, gefeiert wurde. Auf dem Markt erschien dann
und wann ein Karussell, oder eine kleine Zirkusgruppe zeigte ohne Zelt ihre Kunst-
stücke. Nach der Vorstellung trat dann einer der „Künstler“ mit einem Teller an
die Zuschauer heran, um ein Scherflein zu erbitten.

Wer sich länger in Lübtheen aufhielt oder hier wohnte, fand bald heraus, daß
die „grise Gegend“ nicht so reizlos war, wie es zuerst schien. Wie es für so ein
ebenes Land natürlich ist, war das Fahrrad das hauptsächlichste Verkehrsmittel. Herr-
liche Radelwege führten durch die Stille der weiten Wälder. Stundenlang konnte man
fahren, ehe man zu einem bescheidenen Dörfchen kam.

Es gibt einen sonderbaren Reimspruch aus dieser Gegend:

Lübtheen is' ne Stadt,
Jeiser (Probst-Jesar) is ook noch wat,
Trebs is' n Uhlennest,
in Jabel is dei Düwel wäst,
In Vielank äten's bloot Hawergrütt,
In Hohnwoos sünd dei Dierns nix nütt —
Äwer Quast un Ramm
Geiht dei Weg nah Abraham ²⁵⁾.

Vick hat vielleicht Recht, wenn er meint, daß in diesem Reim „geht dei Weg nah
Abraham“ die zeitlose Ferne und Weltentrücktheit der Gegend zum Ausdruck kommt.

²⁴⁾ Ich erinnere mich noch gut des alten Herrn. Er trat 1912 in den Ruhestand und besuchte,
wenn er nach Lübtheen kam, auch seinen Nachfolger, meinen Vater, regelmäßig.

²⁵⁾ Nach H. Vick a.a.O., S. 75 und 78.

Daß das Plattdeutsche lebt, leben kann und leben wird, das ist meine Gewißheit
und doch wohl auch unserer aller Hoffnung.

Prof. Dr. Heinrich Wesche
Ordinarius für Niederdeutsche Philologie an der Universität Göttingen
(in „Carolinum“, 1962, H. 35)

Abenteuer eines deutschen Dichters im Exil

Träumer und Weltbürger bereist Europa

MONTREAL. — Mit obigem Titel hat unser Mitarbeiter Hermann Rössler seine bis auf die Jahrhundertwende zurückgehenden Erinnerungen beendet. Der erste Teil hat den bezeichnenden Titel „Ein Weltkrieg ist nicht genug“. Geboren in Karlsbad, wo sein Vater, Carl Rössler, der später durch seinen Welterfolg bekannte Lustspiel-dichter, damals Regisseur und Schauspieler war, wurde Hermann Rössler Alt-Osterreicher. Seine Mutter, Madeleine Rössler-Meffert, geboren in Weimar als Tochter des mit Franz Liszt eng befreundeten und von Richard Wagner hochgeschätzten Helden-tenors August Meffert, war Reichsdeutsche. „Le petit Hermann“ wuchs in der durch ihren Kunstsinne, ihr Hoftheater und ihre bedeutende Bildungsanstalt „Gymnasium Carolinum Novae Strelitziae“ bekannten kleinen Residenz Neustrelitz auf. Der erste Weltkrieg riß ihn, wie so viele seiner Generation, aus der vorgezeichneten Bahn. In München, damals das größte Literaturzentrum Deutschlands, begegnete er Wedekind, Lion Feuchtwanger, Heinrich Mann, Max Halbe und später in einem Wiener Regiment, in das Freund Hermann zwangsmäßig als Freiwilliger eingereiht wurde, auch Rainer Maria Rilke, für ihn ein Lichtblick in der geistigen Nacht des ersten Weltkrieges. Rössler erlebte den unglücklichen Winterfeldzug in Rußland und schildert ironisch seine sechs Vereidigungen, die unglaubliche Korruption, den Zusammenbruch zweier großer Monarchien sowie den Zwiespalt der Generationen in der Heimat: Ernst Toller, damals der bedeutendste Dramatiker unter den Jüngeren, wurde vom Kreis der „alten Olympier“ ebenso gehaßt wie später Brecht, den nur Feuchtwanger klugerweise erkannte. Rösslers erster Roman „Expreszug des Teufels“ war 1922 eine Sensation auf dem Buchmarkt, aber der Autor, durch die Entwertung moralischer und materieller Werte deutschlandmüde geworden, begab sich 1923 für einige Jahre nach Skandinavien, angezogen von dem Genius Strindbergs und Ibsens sowie besonders in Norwegen von einer phantastischen Natur, deren Mystik ihn noch bis heute beeinflußt hat. Begegnungen mit Björn Björnson (Sohn von Björnstjerne), dessen Erinnerungen Rössler übersetzt hat ebenso wie die Nordlandromane des originellen Schriftstellers Welle-Strand, sowie mit Strindbergs letzter Gattin, Harriet Bosse, wirkten anregend. Bei aller Ehrfurcht vor wirklichen Größen ist Rössler ein Spötter und Verächter jeglicher Konvention. Er hätte in Wien den Hofratstitel, mit dem dort soviel Unfug getrieben wird, sowie durch „ein bisserl hukkerln“, der seit Maria Theresia üblichen Kriecherei, „verschiedene dumme Medaillen“ erhalten können. Das Berlin Ende der zwanziger Jahre, in dem Rössler seine Studienjahre verbracht hatte, sagte ihm als geistiger Mittelpunkt zwischen Ost und West mehr zu; auch begegnete er hier bedeutenden Amerikanern wie Sinclair Lewis. An einem literarischen Abend, bei dem Th. Fontanes Gedicht „Zu meinem 75. Geburtstag“ vorgelesen wurde, in dem Fontane u. a. den märkischen Hochadel von Thümen wegen seines edlen Mäzenatentums rühmt, lernt Rössler eine schöne Blondine kennen, die eine Urenkelin dieser von Thümens ist. Rössler hat diese Ilse geheiratet.

Der zweite Teil „Im Lande der Trolle“ schildert, wie beide 1933 Deutschland endgültig verlassen, zunächst kreuz und quer durch Norwegen, dann über Prag und Budapest nach dem Balkan reisen, um schließlich in Wien, damals noch vom Mord an Dollfuß erregt, vom Regen in die Traufe zu kommen. Den Fall des im Geheimen längst nazistisch verseuchten Österreich sah Rössler schon damals voraus und nahm seine Zuflucht, während des Wetterleuchtens, das über Mitteleuropa zuckte, wieder in Norwegen. Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges mit dem Überfall auf dieses friedliche Land zwang Rössler zur Flucht nach Tromsö, immer die Nazis auf den Fersen und endlich mit dem letzten norwegischen Kriegsschiff nach Schottland.

Diese mehrmonatige, mit einer Odyssee vergleichbare Flucht über Berge und Fjorde, wird mit einer Selbstironie geschildert, die eben doch ein altösterreichisches Erbe ist und bei der Rössler sich wie ein Clown des Schicksals, eine Art Chaplin des Lebens vorkommt.

Eine ähnliche Art von Galgenhumor zeigt sich im dritten Teil „Mit Ruhm bekleckert“ („Happy and glorious“). Er schildert das Leben erst im englischen Internierungslager auf der Insel Man, das eine Hochblüte deutsch-jüdischer Intelligenz beherbergt, und dann in Südengland und im rauhen Yorkshire im Pionier Corps der britischen Armee, zu der Rössler sich diesmal wirklich freiwillig gemeldet hat. Immerhin hat er sich zu seinem eigenen Erstaunen in der britischen Armee besser bewährt als weiland in der österreichischen, obwohl er in letzterer als Kadettaspirant einen höheren Rang bekleidet hatte. Nach der ruhmreichen Entlassung („honorable discharge with conduct good“) zieht Rössler des Königs Rock aus (nur die Stiefel behält er wohlweise) und lebt mit Ilse in Edinburgh, Glasgow und London, wo sie die Schrecken der deutschen Luftangriffe miterleben. Das Foreign Office verpflichtet, neben dem Hilfsdienst in den Büros der Eisenbahnen, Rössler kurz nach dem Kriege zu Vortragsreisen in die Lager der deutschen Kriegsgefangenen, bis man endlich den Glanz Londons im Schatten des altherwürdigen Westminster wieder erblickt. Emrys Hughes, heute Senior der britischen Labourparty, führt Rössler ins Parlament ein. Rösslers Auswanderung nach Canada ist seine vierte. In USA fasziniert ihn in einem New Yorker Museum eine Pentologie von Gemälden des Malers Cole (1836), darstellend den Aufstieg und Fall einer antiken Stadt, ebenso wie ihn in Paris im Louvre 1929 und 1949 die Mona Lisa fasziniert hat. In einem seltsamen Anfall von Clairvoyance glaubt Rössler im Lächeln dieser Gioconda beim zweitenmal nicht mehr Güte zu sehen, sondern eine teuflische Verzerrung. Leonardo und Cole scheinen zu wissen, was uns oder der nächsten Generation bevorsteht.

Und nun die größte Überraschung. Gefragt, wann und wo er seine Memoiren herauszugeben gedenkt, antwortet Rössler in seiner kühlen Art: „Von Ihnen als Zeitungsverleger finde ich diese Frage naiv.“ Er ist wohl zu höflich, um zu sagen „dumm“. Rössler, der in seiner philosophischen Art frei von jedem Ehrgeiz zu sein scheint, wünscht seine Erinnerungen überhaupt nicht herauszugeben, denn er meint, da sie ein Stück Zeitgeschichte sind, könne die zum Verständnis notwendige Distanz zum Leser frühestens in einigen hundert Jahren gefunden werden. Rössler wurde eventuell sein Scriptum einer Bibliothek oder einem Archiv eines bisher neutral gebliebenen Landes, z. B. Schweden oder der Schweiz, übergeben mit der Bestimmung, daß es versiegelt und erst etwa Anno Domini 2275 wieder entsiegelt wird und dann als wertvolles oder wertloses Zeitdokument beurteilt werden kann. Ob allerdings im Jahre 2275 unsere Kulturwelt noch existieren wird oder bis dahin ein Opfer der glorreichen Errungenschaften unserer Zivilisation mit ihren gepriesenen Atomwaffen geworden ist, das, meint Hermann Rössler, ist eine Frage, die bis heute kein Lebender beantworten kann. Doch, einer vielleicht: U Thant.

Carolinum

Die historisch-literarische Zeitschrift
im niederdeutschen Raum

Chronik der Stadt Burg Stargard und ihrer Gemarkung im Rahmen der Landesgeschichte

Von Paul Steinmann

VIII

Mecklenburg-Strelitz und die nationale Erhebung

Die Errichtung des „vaterländischen
Husarenregiments“ und dessen Anteil an den
Freiheitskriegen (1813—15)

h, 2) Marsch des Yorckschen Korps von der Mosel bis an die
Marne (25./26. Januar bis 2. Februar 1814)

Das Reitergefecht bei La Chaussée (3. Februar 1814)

Am 25. Januar hatte Yorck den „längst erwarteten“ Befehl erhalten, dem bereits am 17. unter Blüchers Führung in Richtung auf die Marne abmarschierten Korps Sacken zu folgen. Das Heranrücken der Korps der Generale Langeron und Kleist in Richtung auf die bislang vom Yorckschen Korps belagerten oder beobachteten Festungen verzögerte sich aber beträchtlich. Daher ließ Yorck seine Truppen vor Metz durch die 4 Kavallerie-Regimenter des russischen Generals Borosdin ablösen, die ihm zur freien Verfügung zugewiesen waren. Die Belagerung von Saarlouis „sollte Oberstleutnant von Bieberstein mit einem Landwehr-Kavallerie-Regiment übernehmen“²³⁾.

Das Yorcksche Korps brach am 25. und 26. Januar auf, um sich bei St. Mihiel „aus seiner Zerstreuung vor den verschiedenen Festungen wieder zu sammeln“: Milarch, S. 167. — In einem Bericht an Blücher erklärte Yorck denn auch, „daß das Korps erst am 27. oder 28. bei St. Mihiel an der Maas konzentriert sein könne“. Dabei sollte es nach dem am 25. „mitgesandten Marschtableau am 27. in Bar le Duc, am 28. in St. Dizier sein“: Droysen, II, S. 284, 286. — Wenn „man in Blüchers Hauptquartier der Meinung war, noch bevor es zum Zusammenstoß mit Napoleon komme, das Yorcksche Korps an sich ziehen zu können“ (Droysen), so sollte sich da Gneisenau in einem verhängnisvollen Irrtum befinden!

Die Strelitzer Husaren hatten seit dem 17. Januar im Verband ihrer Brigade die Vorpostenkette auf der Südseite der Festung Metz beim Dorfe Marly besetzt und wurden von Borosdins Reitern abgelöst, um sich am 26. in Marsch zu setzen. „Unser Regiment marschierte“, schreibt Milarch (S. 167ff), „durch Pont à Mousson nach dem Dorfe Limay, kam erst gegen Abend daselbst an, fand aber sehr gute Aufnahme; so auch noch am 27. in dem Dorfe Fliny . . . Weil aber der Feind bei seinem Abzug aus St. Mihiel die Brücke über die Maas gesprengt hatte, mußten wir am 28. weiter links den Übergang über den Fluß bei Commercy auf einem nicht unbedeutenden Umwege suchen und nahmen Quartier in dem Dorfe Loupmont. Da hatten wir zuerst mit dem üblen Willen

²³⁾ „Während die Beobachtung von Luxemburg und Thionville dem neugebildeten IV. Bundeskorps übertragen wurde, das am 26. in Coblenz eintreffen und am 31. Trier besetzen sollte“: Friederich, III, S. 66, 68. — Vgl. noch Anm. 2. — Es genügten also fürs erste 5 Kavallerie-Regimenter für Aufgaben, die Blücher und Gneisenau bislang dem ganzen Yorckschen Korps zugewiesen hatten! — St.

der Bewohner zu kämpfen, und so scharf unser General Yorck die strengste Mannszucht anbefohlen und alles Requiriren streng verboten hatte, konnte es doch nicht ohne eignes Nachsuchen abgehen, um Fleisch, Brot und Pferdefutter zu erlangen. Die so plötzlich veränderte Stimmung der Bewohner war zu auffallend, als daß nicht besondere Veranlassung dazu gegeben wäre. Eines Theils hatten wohl Platofs Kosaken, die hier geschwärmt hatten, dazu beigetragen, aber hauptsächlich waren es wohl die von Napoleon erlassenen und stark verbreiteten Proclamationen. In diesen ward das Volk zum Aufstand in Masse und zum ernstlichen Widerstande aufgerufen; auch die Kinder wurden angewiesen, den Pferden der feindlichen Cavalleristen die Sehnen in den Fesselgelenken zu zerschneiden . . . Wir fanden manche Dörfer leer, die Einwohner mit ihrem Vieh und Vorräthen in die Wälder geflüchtet. Dort lauerten sie den einzelnen Nachziehenden auf, ermordeten oder mißhandelten sie, selbst in den Quartieren sollten Mordversuche gemacht sein“²⁴⁾.

Am Abend des 27. war der Rittmeister v. Osten auf einer mit 50 Mann schlesischer Landwehrkavallerie unternommenen Erkundungspatrouille²⁵⁾ „unbehutsam“ in Bar le Duc eingedrungen. Bei dem Zusammenstoß mit französischer Kavallerie hatte er 17 Mann verloren. Daraufhin erließ Yorck am 28. einen besonderen Parolebefehl, in dem er den Detachementsführern und Quartiermachern die größte Vorsicht empfahl. „Sie sollten nicht ohne vorausgesandte Spitze in die Dörfer und Städte einreiten, zumal die feindselige Stimmung der Bevölkerung immer deutlicher hervorträte“ (Milarch).

Yorck wußte nun, daß „bis Bar le Duc, das schon Blücher durchzogen haben mußte, der Feind stand. Eine nordwärts gesandte Rekognoszierung brachte die Meldung, daß ein feindliches Korps mit vieler Kavallerie — es war Macdonald — bei Clermont“ (?St.) vorüberziehe. Auch Marmont, erfuhr man nun sicher, habe sich von Verdun auf Châlons gewandt; am 25.“ (d. h. am 26.) „sei Napoleon dort gewesen, sei am 26.“ (d. h. am 27.) „Vitry passiert; im Lauf des 27. wollten Landleute in der Richtung von St. Dizier eine starke Kanonade gehört haben“: Droysen, II, S. 289/90.

„Es war klar, daß man sich in der Nähe großer Entscheidungen befand . . . Die Lage des Yorckschen Korps war übel; es hatte die Verbindung mit Blücher verloren, hatte zwischen sich und ihm den Feind . . . Es war dringend notwendig, irgendwie Verbindungen zu finden . . .“ Die Brigade des Prinzen Wilhelm von Preußen mußte als Avantgarde in Richtung auf Ligny vorgehen: Man erfuhr aus der Stadt, daß das russische Korps des Generals Wittgenstein von der Hauptarmee „an der Marne bei Joinville stehe“. Auf Bar le Duc sollte Graf Henckel mit seinem Detachement vorrücken. Von ihm erhielt Yorck am Abend des 28. die Meldung, „daß der Feind Bar le Duc geräumt, sich auf St. Dizier zurückgezogen habe . . .“ Zugleich traf Nachricht von dem Gefecht bei St. Dizier am 27. ein, „bei dem man auch den Kaiser und seine Gardien gesehen haben wollte“. — Er hatte General Lanskoj vom Sackensche Korps zum Abzug gezwungen. (Droysen, II, S. 290/91).

„Die Vorsicht“, schreibt Milarch (S. 169ff), „welche Yorck empfohlen hatte, ging uns insbesondere an, da wir mit unserer (2.) Brigade am 29. zur Avantgarde commandirt wurden und die Brigade des Prinzen Wilhelm ablösen mußten. In jeder Stunde konnte uns der Feind begegnen. Die vierte Schwadron war wieder zum Regiment gekommen. Die brandenburgischen Uhlanen, an der Spitze der auf Ligny marschirenden Colonne, waren schon durch die Stadt gegangen, als unser Regiment, dem Fußvolk unserer Brigade vorauf, der Stadt sich näherte . . . Im Städtchen sah es sehr wüst aus. Russische Infanteristen, wahrscheinlich vom Wittgensteinschen Korps, hatten in der Nacht zuvor französisches Fußvolk aus den Betten verjagt und Matratzen auf die Straßen zu ihrer Lagerstätte aus den Häusern geholt. Die Thüren und Läden der Häuser waren geschlossen, keine Menschenseele auf der Straße“. Von einem durch den Quartiermeister Denzin etwas gewaltsam „requirierten“ Bürger, der allzu neugierig seinen Kopf aus der Tür hinausgesteckt hatte, erfuhr Warburgs Brigadequartiermeister Major von Schütz nä-

Jan.
29.

²⁴⁾ So oder ähnlich auch bei Droysen, II, S. 290.

²⁵⁾ Droysen, II, S. 289; eingehender bei Milarch, S. 168/69.

heres über die umliegenden Ortschaften. Man vernahm auch, daß Napoleon „vor wenig Tagen in St. Dizier . . . übernachtet habe und die ganze Umgebung umher von französischen Truppen belegt gewesen sei, wovon er nicht wisse, ob sie schon abgezogen wären“. — Das erheischte größte Vorsicht! Zahlreiche Patrouillen wurden ausgesandt, die berichteten, „daß sie die mehrsten Dörfer menschenleer gefunden oder, wo sie Bewohner angetroffen, von denselben höchst unfreundlich und mürrisch wären empfangen worden. Erst mit dunkelndem Abende, bei reginigtem Thauwetter, stießen wir zu den brandenburgischen Uhlanen im Dorfe Houpet. Unter Schuppen und Scheunen suchte man Schutz vor dem Regen, denn die Husaren durften nicht von den Pferden weichen. Ein Drittel des Regiments ward auf Patrouillen gesendet, ein anderes Drittel stand mit dem Zügel in der Hand, der Rest durfte füttern. So verstrich die lange Januarnacht. Noch vor Tagesanbruch rückten beide Regimente am 30. gegen St. Dizier vor“.

Jan.
30.

Auf Grund der Nachricht, daß Napoleon nach dem Verlassen von St. Dizier am 28. „die Richtung auf Brienne eingeschlagen habe“, beschloß Yorck, am 30. St. Dizier anzugreifen: Friederich III, S. 98.

„Ein Wald und bruchiges Gelände vor St. Dizier“, heißt es bei Milarch, „verdeckte dem Feinde unsere Annäherung. Die Füsiliere unserer Infanterie, in Tirailleurs aufgelöst, durchsuchten den Wald und die Erlen, während wir nach kurzer Rast neben der Chaussee uns anschickten, der Stadt uns zu nähern. Kaum ward aber die Spitze der Uhlanen vom Feinde erblickt, als sie von einem Kanonenschusse begrüßt wurden. Es war der erste, aber auch der letzte, den diese Kanone auf uns gethan. Denn eine Gewehrsalve, ein Hurrahruf, ein Anlauf der Füsiliere durch den an dieser Stelle seichten Marnefluß brachte sie in ihre Hände. Gleichzeitig erging an uns der Befehl rasch vorzugehen, weil der Feind im Abzuge begriffen sei. Mit gezücktem Säbel, im Trab und Galopp, gings durch die Vorstadt über die Marnebrücke auf das linke Ufer des Flusses“.

„Jenseits setzte sich“, schreibt Droysen, „die feindliche Kavallerie, den Rückzug zu decken; einige Geschütze bestrichen die Brücke mit Kartätschen; Huets Batterie brachte sie zum Schweigen; die Kavallerie wich vor dem Feuer der Ostpreussischen Füsiliere; sie stürzten nach, sie nahmen eine Kanone, zahlreiche Gefangene. Die Mecklenburger Husaren, dann auch die Reservekavallerie und Katzeler mit den Schwadronen der Avantgarde, folgten in Richtung auf Brienne“. — „Drei Schwadronen unseres Regiments“, berichtet Milarch (S. 172/73), „folgten nebst unsern ostpreussischen Füsiliern dem abziehenden Feinde nach Vassy hin; die 3. Schwadron mußte dem Feind auf Montieder“ (!Montien en Der) „hin folgen. Sie hatte Pariser Ehrengarde (garde d'honneur) eingeholt, mehrere Gefangene und gute Beute von diesen gut ausgestatteten jungen Herrn gemacht. Auch auf dem Wege nach Vassy hin wurden einige Nachzügler und Marodeure als Gefangene eingebracht. Der Marsch dauerte ohne Aufenthalt bis spät Abends, wo den ermüdeten Pferden und Menschen bei einem kleinen Pachtgute²⁶⁾ einige Ruhe gegönnt ward. Die Bewohner hatten gerade gebacken, mußten das Brot herausgeben, und die Füsiliere holten rohes eingesalzenes Schweinefleisch und Schmalz aus dem Keller. Aber was war das unter so viele! Um 2 Uhr ging es weiter gegen Vassy, in dessen Gärten vor der Stadt wir mit dämmernder Frühe des 31. anlangten. Während die Füsiliere Hecken und Gräben durchsuchten, näherte sich die äußerste Spitze dem Thore. Es ward den annähernden Husaren geöffnet; der Feind war kaum vor einer halben Stunde abgezogen. Wir rückten in die Stadt, durften auf einem Platze und auf den Straßen füttern, und die Hälfte der Leute konnte abwechselnd Frühstück und Futter suchen“.

Jan.
31.

Bemerkenswert ist es, daß an diesem Tage Yorck die Verbindung mit Wrede aufnahm, der, wie wir sahen — so zu sagen an Stelle Yorcks-Blücher am

²⁶⁾ „Bis Eclaron war Yorcks Kavallerie noch am Abend des 30. gegangen“: Droysen, II, S. 294.

1. Februar in der Schlacht bei La Rothière durch sein rechtzeitiges Eingreifen zum Sieg über Napoleon verhalf. Am Vormittag des 31. Januar traf nämlich nach Milarch (S. 173/74) in Vassy der Befehl Yorcks ein: „Das Mecklenburgische Husaren-Regiment schickt einen intelligenten Jäger ab, den General Wrede aufzusuchen, der mit seinem Korps in der Nähe von Vassy sich befinden muß“. Oberst von Warburg gab dem für diesen Auftrag ihm vorgeschlagenen Jäger Brückner aus Neubrandenburg eine mündliche Instruktion mit, die u. a. die Nachricht enthielt, daß Yorcks Avantgarde schon im Besitz von Vassy sei, das Wrede „an dem Tage hatte angreifen wollen“²⁷⁾. Nach einem durch Brückners Übermut verursachten gefährlichen Renkontre mit französischen Dragonern²⁸⁾ konnte er durch das Eingreifen von bayerischen Reitern seinen Auftrag durchführen.

Nach dem Eintreffen Brückners brachen die Strelitzer Husaren „sofort wieder von Vassy auf und kehrten . . . in die Nähe von St. Dizier zurück. Unterwegs“, schreibt Milarch (S. 175), „stieß die dritte Schwadron wieder zu uns. Nach einem höchst beschwerlichem Nachtmarsche gelangten wir um 4 Uhr Morgens am 1. Februar zu einem unbesetzten, aber größtentheils verlassenen Dorfe, in welchem wir ganz erschöpft und durchgefroren unterkrochen . . . Nachdem am Nachmittage einiger Zwieback, Reis und Branntwein empfangen und vertheilt war — das einzige Mal, daß uns in Frankreich von unserer Verpflegungscolonne etwas Mundvorrat verabreicht ward — gingen auf der Straße gegen Vitry le François durch St. Dizier bis zum Dorfe Thiblemont. Zahlreiche Patrouillen erhielten das Regiment in fortwährender Thätigkeit. — Am 2. ward uns und den Füsiliern des 2. Ostpreußischen Regiments die Weisung, uns jenseits des Orneflusses“ (Ornainflusses) „und der Stadt Vitry le Brulé Quartier zu suchen. Es schneite stark, und eintretender Frost verstärkte sich mit jeder Stunde . . . Kaum aber waren Leute und Pferde unter Dach und Fach, das Fleisch in den Töpfen und Kesseln, so erscholl die Trompete und das Signalthorn zum Aufbruch“.

Febr.
1.

Febr.
2.

²⁷⁾ Wredes Aufgabe war somit hinfällig geworden! — Dadurch, daß Yorcks Avantgarde unter Warburgs Führung Vassy bereits am Morgen des 31. Januar besetzt hatte, gab sie Wrede erst die Möglichkeit, eine neue, sehr wichtige Aufgabe selbständig durchzuführen. — Wrede war eine sehr eigenwillige und „unternehmungslustige“ Persönlichkeit. Gleich Blücher und Gneisenau ein entschiedener Gegner Napoleons, war auch er ein Befürworter des Marsches auf Paris (vgl. Carolinum, Nr. 48, S. 60, Anm. 26, S. 63, Anm. 32a). So entsprach es durchaus seiner Wesensart, daß er, „geleitet von einer richtigen Beurteilung der Lage bei Brienne, sich entschloß, nach seinem Abmarsch von Joinville, die Straße nach Doulevant einzuschlagen und über Soulaines den Anschluß an Blücher zu suchen . . . Am Abend erreichte Wrede mit der Avantgarde Tremilly, mit dem Gros Sommevoire und Blumeray“ (Friederich, III, S. 99). Damit war er nur noch etwa 10 km von dem linken Flügel des napoleonischen Heeres entfernt und konnte am 1. Februar die Entscheidung in der Schlacht bei La Rothière herbeiführen.

²⁸⁾ Brückner „machte sich in der Richtung nach Joinville hin auf den Weg“. In der Nähe eines Dorfes sieht er einen Franzosen, der an einem Wassergraben arbeitet. „Sein ganzes bißchen Französisch zusammennehmend, fragt er ihn, ob er vielleicht was vom Feinde gesehen“. Da erfährt Brückner, daß Bayern am Morgen bis in die Nähe einer Waldspitze kamen, aber von französischen Dragonern vertrieben wurden. Brückner läßt sich den Weg zu den Bayern über eine Brücke hinweg zeigen. Als er die passiert hat, verabschiedet er sich von dem Franzosen, nun auf mecklenburgisch mit den Worten: „Adjüß oll Jung, veel schönen Dank!“ „Ah coujon Prussien!“, schreit der Franzose und ruft immer lauter sein „helas“ dem Dorfe zu. Da suchen französische Dragoner Brückner den Weg zu der Waldspitze abzuschneiden. Sie haben einen kürzeren Weg! Da läßt Brückner „seinen Fuchs ausgreifen, so sehr er kann“. Seinen Mantelkragen entführt ihm der Wind. Beide Pistolen feuert Brückner auf die Franzosen ab, die das Feuer erwidern. Dadurch werden Reiter einer bayerischen Feldwache alarmiert; als die herannahen, geben die Franzosen die Verfolgung auf. Brückner wird zu Wrede geleitet, „der ihn sehr freundlich bewirthen läßt, während er auf Yorcks Meldungen schriftlich Antwort giebt. Nach Verlauf etwa einer kleinen Stunde geleiten ihn die Bayern bis nach dem von den französischen Dragonern besetzt gewesenen Dorfe, das nun verlassen war. So kam Brückner nachmittags, bis auf den Verlust seines Mantelkragens, ungefährdet wieder bei uns an“, schreibt Milarch (S. 173/74).

Yorcks Gros hatte am 30. St. Dizier besetzt. „Damit war auch das bisher weit abstehende preußische Korps in den die französische Armee umschließenden Halbkreis eingedrückt“: Friederich, III, S. 98. — Es war nun die Frage: würde Yorck mit seinem Korps zu Blücher stoßen, um durch sein Eingreifen bei Blüchers unausweichbarem zweiten Zusammenstoß mit Napoleon im Raume um Brienne den entscheidenden Sieg über Napoleon und dessen Vernichtung zu erringen, oder würde Yorck an einer anderen Stelle eingesetzt werden? — Allerdings fehlte Yorck bislang jede Verbindung mit Blücher! Dabei war er von diesem in der Luftlinie nur 40 km und mit seiner Avantgarde nur noch 30 km entfernt, was er allerdings noch nicht wußte. Da erfuhr Yorck in seinem Hauptquartier in St. Dizier am 30., „daß man während des vorigen Tages (29.) eine heftige Kanonade in der Richtung auf Brienne vernommen habe“. Bald erhielt Yorck, wie schon erwähnt, durch Schwarzenberg genauere Kunde davon, daß Blücher am 29. in der Schlacht bei Brienne dem Ansturm Napoleons standgehalten hatte. Daher „sandte Yorck noch am Abend Graf Brandenburg²⁹⁾ über Joinville an den Feldmarschall“ und befahl für den 31.: „Die Avantgarde bricht in jedem Fall morgen mit Tagesanbruch auf und verfolgt den Feind auf dem Wege nach Vassy . . . , doch traf er zugleich die Anstalten, den Marsch auf Vitry fortsetzen zu können“ (Droysen, II, S. 293/94). — Hier zeigt sich bereits das Dilemma, in dem Yorck sich befand! Einerseits war Yorck bestrebt, sein Korps mit den bei Blücher befindlichen Teilen der Schlesischen Armee (Korps Sacken und „Infanteriekorps“ Olsufiew) zu vereinigen. Das entsprach Blüchers und Gneisenaus Generalkonzeption und Yorcks Ambitionen. Hatte er doch in diesen Tagen in seinem an Blücher gerichteten Schreiben bedauert, nicht an der Schlacht bei Brienne (29.) teilgenommen zu haben! Andererseits war Yorck noch an die zuletzt empfangenen speziellen Befehle Blüchers gebunden, die Vitry betrafen: Nach den Dispositionen aus Blüchers Hauptquartier vom 24. Januar, die Yorck am Morgen des 25. im Schloß Pange bei Metz empfangen hatte, war für die Operationen der Blücherschen Armee ein wichtiger „Angelpunkt“ die befestigte Stadt Vitry le François an der Marne. Diese sollte Yorck am 29. Januar erreichen und auf seinem Vormarsch „namentlich Macdonalds Marsch aufmerksam beobachten lassen“. — Aus Holland kommend, war dieser am 19. Januar durch Namur marschiert, um über Châlons sur Marne, wo, wie man wußte, Napoleons Truppen konzentriert wurden, nach Vitry³⁰⁾ zu gelangen. Yorck mußte also bestrebt sein, Macdonald den Weg nach Vitry zu verlegen und versuchen, vor ihm Vitry zu besetzen. — Nun war aber Yorcks Korps durch den „in dieser Jahreszeit doppelt beschwerlichen Blockadedienst ungemein mitgenommen“^{30a)}. Der schwierige Übergang über die Maas und die schlechten Wege- und Witterungsverhältnisse hatten arge Verzögerungen verursacht. So war Yorck trotz aller Anstrengungen und Eilmärsche nicht in der Lage gewesen, die von Gneisenau festgesetzten Marschziele täglich zu erreichen. Droysen, II, S. 284, 286/87, 289, 291.

Yorck wartete nun auf neue Befehle aus Blüchers Hauptquartier. Die aber trafen merkwürdigerweise nicht ein³¹⁾! Statt dessen kam am 31. „gegen 2 Uhr morgens ein Offizier, von Wittgenstein gesandt, mit der Mitteilung: Fürst Schwarzenberg habe befohlen (30.), daß Wittgenstein Vassy nehmen, sich mit Yorck in St. Dizier vereinigen

²⁹⁾ Major Graf Brandenburg war Yorcks 1. Adjutant. Er kam erst in der Nacht vom 2. auf den 3. Februar zurück und „brachte die Nachricht von dem Sieg bei La Rothière (1. Februar), dem er beigewohnt; ein besonderes Schreiben des Fürsten Schwarzenberg machte von neuem auf die Wichtigkeit der Einnahme von Vitry und Châlons aufmerksam“: Droysen, II, S. 298, 482.

³⁰⁾ Diesen „Stützpunkt seines linken Flügels“, wie Napoleon selbst Vitry in seinen am 31. Januar aufgefundenen Dispositionen bezeichnet hatte, sollte Macdonald nach seinem Eintreffen in Châlons besetzen: Droysen, II, S. 295.

^{30a)} Vgl. auch Anm. 9.

³¹⁾ Es findet sich kein Hinweis, daß Blücher und Gneisenau von sich aus bemüht waren, die Verbindung mit Yorck aufzunehmen!

und auf Vitry marschieren solle“. — St. Dizier war aber, wie schon berichtet, bereits am 30. von York besetzt — was auch Wittgenstein nicht wußte —, und Yorks Avantgarde war am 31. in Vassy eingerückt. Sie folgte, „bald von Wittgensteins Vortruppen gefolgt, dem abziehenden Feind auf Montier en Der und darüber hinaus. Bis Mittag hielt York sich bereit, mit seinem Korps derselben Richtung zu folgen, immer noch eines Befehls aus dem Blücherschen Hauptquartier harrend, der die von Schwarzenberg kommenden Andeutungen hinfällig mache. Da nichts der Art kam und die Andeutungen überdies mit den Dispositionen vom 24. Januar übereinstimmten“, ließ York eine neue Avantgarde „nach Vitry hin aufbrechen und zugleich seine Kavallerie von der Briener Straße zurückrufen; am folgenden Tage (1. Februar) wollte er mit dem Gros des Korps in Richtung auf Vitry folgen . . . Für die weiteren Operationen war es allerdings von Wichtigkeit, hier an der Marne einen haltbaren Waffenplatz zu haben, der überdies dem Marschall Macdonald die Verbindung mit Napoleon sperrte“. Droysen, II, S. 294/95.

York wollte am Morgen des 1. Februar gerade aufbrechen, da kam von Knesebeck, dem Generaladjutanten des Königs von Preußen, ein Schreiben: Schwarzenberg habe die Idee, die Armee, zwischen Bar sur Aube und Colombé (wohl Colombey les deux Eglises!) „zu versammeln und die Bewegungen des Feindes abzuwarten. Knesebeck meinte, daß unter diesen Umständen es gut sein würde, den großen Zirkel der alliierten Armee zu verengen“. Er empfahl als „zweckmäßig“, daß Yorks Korps „in Verbindung mit Wittgenstein sich der konzentrierten Stellung der Schwarzenbergischen Armee nähere, im Fall nicht andere Dispositionen dem General York schon eine andere Bestimmung gegeben hätten.“ Daraufhin befahl York, „sofort den Abmarsch auf Vitry einzustellen; er sandte Botschaft an Wittgenstein, um von dessen weiteren Bewegungen Kunde zu erhalten; er befahl den Abmarsch auf Vassy. Kaum daß diese Vorbereitungen getroffen waren, so traf gegen 9 Uhr Schwarzenbergs Generaldisposition für den 1. Februar ein; es hieß in derselben: „Das sechste Armeekorps (Wittgenstein) marschirt auf St. Dizier, wo es gemeinschaftlich mit dem General York nach Umständen gegen Vitry zu manövrieren hat“. — „Also doch nach Vitry!“ . . . Infolge der sich kreuzenden Befehle^{31a)} kam York „erst gegen 1 Uhr“ dazu, mit dem Gros abzumarschieren.

Das Reitergefecht des Yorkschen Korps bei La Chaussée (3. Februar 1814)

Am Morgen des 1. Februar war die Avantgarde des Yorkschen Korps vor Vitry le François angelangt. — „Vitry war eine alte und vernachlässigte Festung, besaß aber noch eine gut erhaltene und sturmfreie Umwallung“, war verhältnismäßig stark besetzt und gerade durch 42 Geschütze verstärkt. Eine am 2. Februar unternommene Beschießung mit Feldgeschützen hatte keinen Erfolg. Die Aufforderung zur Übergabe wurde abgelehnt. „Am 3. Februar, vor Tagesanbruch, sollte daher der Versuch einer Überumpelung gemacht werden“. — „4 Uhr morgens sollten die Brigaden bereitstehen“. — „Da ging von der auf der Straße nach Châlons vorgeschobenen Avantgarde Katzellers die Meldung ein, daß eine auf 6000 Mann geschätzte Kolonne mit starker Kavallerie von Châlons kommend bei La Chaussée Biwak bezogen habe. Offenbar war dies das Korps Macdonald“: Friederich, III, S. 114, Droysen, II, S. 297.

^{31a)} Dieses sehr merkwürdige Hin und Her der Befehle findet seine Erklärung in folgenden Tatsachen: Schwarzenberg hatte am 31. Januar zunächst erwartet, daß durch Napoleon ein Angriff auf Blüchers Stellung erfolgen würde. Als der ausblieb, wollte Schwarzenberg seine Truppen mehr konzentrieren und sich aufs Abwarten verlegen! Aber dann mußte er „auf Betreiben der Monarchen“ — d. h. in erster Linie auf Betreiben des russischen Kaisers! — „sich entschließen, am 1. Februar Napoleon durch Blücher — nach dessen „eigener Disposition“ — angreifen zu lassen. Hierbei hatte Schwarzenberg wieder einmal nur „ein Verdrängen des Gegners“ aus seiner Stellung im Auge, „insgeheim hoffte er sogar, dieses Ziel ohne eine Entscheidungsschlacht durch freiwilligen Rückzug Napoleons zu erreichen“: Friederich, III, S. 99/100.

Major Schütz, Brigadequartiermeister der 2. (Warburgs) Brigade, „der die Re-
kognosierung mitgemacht hatte . . . schlug vor, statt des nächtlichen Angriffs auf
Vitry, diesen Feind, ehe ihm Verstärkung aus Châlons käme, vor Tagesanbruch anzu-
greifen“. Daraufhin befahl Yorck, daß die Avantgarde und die gesamte Kavallerie des
Korps unter dem Kommando der Generale Katzler und Jürgaß am andern Morgen in
aller Frühe den Feind in La Chaussée angreifen sollten“. Eine Brigade blieb „zur Beob-
achtung von Vitry le François zurück“, zwei sammelten sich seitwärts davon; die 2.
Brigade unter Oberst von Warburg rückte in Richtung auf Vitry le Brulé vor.

„Noch ehe es tagte, hörte man im Biwak des Feindes die Trompete zum Ausrücken
blasen. In der Dämmerung sah man die überlegene Kavallerie des Feindes — mindestens
sieben Regimenter — teils auf der Höhe von La Chaussée, teils mit Infanterie gegen
Aulnay hin aufgestellt; man hörte das schwere Rasseln der aus dem Dorfe heraneilenden
Geschütze. Um diese nicht die Höhe gewinnen zu lassen, eilte man, ohne auf das An-
kommen Warburgs zu warten, zum Angriff“. Droysen, II, S. 297/99.

Febr. 2. Das Strelitzer Husarenregiment³²⁾ „kam“, wie Milarch schreibt,
erst mit dunklem Abend in den Weinbergen bei Vitry-Brulé an, saß ab und wärmte sich
trupweise an den in Haufen zusammengestellten Weinpfehlen, die nacheinander an-
gezündet wurden, während die hungrigen Pferde an den jungen Weinreben knupperten.
Die Kälte ward mit jeder Stunde empfindlicher, und unsere Ungeduld immer größer,
da niemand wußte, was aus uns werden würde. Die mitgeteilte Nachricht, daß Vater
Blücher am gestrigen Tage sein Examen auf der Kriegsschule zu Brienne gegen Napoleon
besser bestanden und die Schlappe vom 29. Januar durch einen Sieg in offener Feld-
schlacht ausgewetzt, indem er Napoleon gezwungen, mit einem Verlust von 73 Kanonen
das Feld zu räumen, belebte zwar in etwas den sehr erkalteten Kriegsmuth, aber Hunger
und Frost machten sich doch sehr bald geltend. Endlich gegen 11 Uhr Nachts kam der
Befehl zum Aufbruch. Es ging rasch vorwärts auf der Straße nach Châlons, auf der wir
die brandenburgischen Husaren und Uhlanen bald einholten. Die Nacht war mondhell,
aber empfindlich kalt.

Febr. 3. Um 4 Uhr Morgens etwa, am 3. Februar, kamen wir bei einem Chaussee-
hause an. Die ganze Kavallerie-Kolonne hielt still, um die Infanterie herankommen zu lassen.
In dem Chaussee-
hause fanden wir den General Katzler, der den Vortrab befehlichte,
auf einer Streu liegend und in größter Ungeduld, daß die Dragonerbrigade der Reserve-
reiterei, unter General Jürgaß, noch nicht eingetroffen sei. Es war auf einen Überfall der
Franzosen in dem ganz nahen Dorfe La Chaussée abgesehen. Endlich, um 6 Uhr, er-
schienen die Dragoner mit dämmerndem Morgen. Bei unsern Füsiliern³³⁾ ward Brannt-
wein vertheilt. Ein gutes Wort und unsere gestrige Fürsorge für Fleisch und Brot und
Schuhe für die Heurichs³³⁾ verschaffte auch uns ein Faß voll feurigen Muthes für die
Husaren, denen der Branntwein aufs schnellste in Feldflaschen gezapft zugetheilt wurde,
während die Kolonne schon begann, sich in Bewegung zu setzen“. — „Unser Regiment
marschirte voraus. Bald aber hieß es: „halb rechts“, und neben uns trabten die Bran-
denburger Husaren und auf dem Acker die Uhlanen an uns vorbei mit dem Zurufe:

³²⁾ Die Darstellung des Verlaufs des Gefechts erfolgt nun in der Hauptsache nach Milarchs
Denkwürdigkeiten (S. 176 ff), ergänzt durch Jacobis Erinnerungen (Behm, S. 238 ff). Die
Schilderungen beider sind entschieden aufschlußreicher, anschaulicher und in manchen Einzel-
heiten zutreffender als die knappen Angaben Droysens (II, S. 298/300). Vor allem geht aus
ihren Bemerkungen hervor, warum — nämlich durch das verspätete Eintreffen des Generals
Jürgaß mit der Reservekavallerie des Korps — der, als Überfall auf die noch im Biwak befind-
liche französische Kavallerie geplante Angriff, nicht zustande kam, so daß der Angriff auf
die bereits in Schlachtordnung aufgestellte französische Reiterei erfolgen mußte!

³³⁾ Die ostpreussischen Füsiliere der 2. Brigade. — Heurich bedeutet nach Milarch (S. 108/09)
soviel wie „braver Kerl“, „braver Kamerad“, nach Droysen bzw. nach Graf Henkel von
Donnersmark (Droysen, II, S. 301/02) bald: „Helft doch“, bald: „Ihr seid die Bravsten“, bald:
„Glück auf!“ — Hinsichtlich der sehr merkwürdigen Art der Entstehung und des Bedeutungs-
wandels von „Heurich“ weichen beide Angaben voneinander ab.

„Mecklenburger, kommt nur bald nach“ (Jacobi). — „Schon wurden einzelne Schüsse von den Plänklern gewechselt. Noch gingen die Feldflaschen von Hand zu Hand“, und „kaum waren die Brandenburger von der Chaussee herunter“ (Jacobi), „als schon das Kommando: ‚Gewehr auf! halb links! links aufmarschiert!‘ das Regiment in seine Aufstellung auf die linke Seite der Chaussee auf das beschneite Feld rief. Es kam hinter dem Intervall zwischen Brandenburger Uhlanen und Husaren in's zweite Treffen zu stehen“. — „Als auch unser Regiment im Galopp vorwärts ging, holten wir, da unsere Pferde besser liefen, die Brandenburger bald ein, und Katzler commandirte die Brandenburger Husaren halb rechts, die Uhlanen halb links, wodurch wir Platz bekamen“ (Jacobi). — „Und kaum in Linie formirt bewegten sich die 3 Regimenter gegen eine Linie weiß bemäntelter französischer Karabiniers und Chasseurs zu, die uns erwartend in ruhiger Haltung stand, während von uns zur rechten der Chaussee eine gleiche Linie Cuirassiere dem Angriff der gegen sie aufmarschirenden Dragoner in eben so ruhiger Haltung entgegensah.

Die hellaufgehende Februarsonne blitzte von den gelben Cuirassen uns spiegelnd entgegen, als die Karabiniers ihre weißen Mäntel auseinander schlugen und ihre Karabiner gegen die erste Linie richteten. Auf ihr Feuer zogen sich die Uhlanen und brandenburgischen Husaren, das Intervall erweiternd, die einen rechts, die anderen links, nach den Flanken des Feindes. Der General Katzler, der zur Seite der beiden Treffen ritt, rief, sobald die Salve gegeben war: ‚Na Mecklenburger, druff!!‘ — Hurrah!! erscholl's, und im vollen Rennen war das Regiment in wenig Secunden am Feinde, noch ehe der alle Karabiner völlig bei Seite gebracht und den Pallasch hatte zur Hand nehmen können, um mit seiner beliebten Stichparade den Angriff abzuwehren“ — „waren wir schon zwischen ihm“ (Jacobi). — „Im Ungestüm waren mehrere der Unsern queer durch die Glieder des Feindes gesprengt, und als nun gleichzeitig die Uhlanen und brandenburgischen Husaren, die feindliche Linie überflügelnd, den Feind von beiden Seiten faßten und in einen dichten Knäuel zusammen drängten, räumte er das Feld. Manche der Unsern, welche durch die Glieder des Feindes durchgebrochen waren, wurden in dem Gewühl von ihm mit fortgerissen, von denen wir am andern Morgen einige auf dem Wege nach Châlons wiederfanden; unter andern den Husaren Hinze aus Neubrandenburg, der am folgenden Tage an den Folgen mehrerer Stiche durch den Unterleib starb. Es entstanden nun mehrere Einzelkämpfe mit den Abgeklemmten und Versprengten,^{33a)} wobei die Panzer der Feinde und die den Nacken deckenden Roßschweife ihrer Helme unsern Husaren viel zu schaffen machten. Der Major Grävenitz 2. zeigte den Husaren, daß mit Seitenhieben in die Flabbe den Bepanzerten beizukommen sei. Am leichtesten wurden die Uhlanen mit ihnen fertig, die zum Theil mit umgekehrtem Lanzenschaft sie aus dem Sattel hoben und in den Schnee setzten. Das lebhafteste Getümmel war um 3 auf der Chaussee aufgefahrene französische Kanonen, die noch gar nicht zum Abprotzen und Feuern gekommen waren³⁴⁾. Die Bemannung und Bespannung war zum Theil davon ge-

^{33a)} „Dabei hatte auch ich das Glück, einen Kürassier herunter zu hauen. Ob er getödtet — was aus ihm geworden — ich weiß es nicht!“, Jacobi, bei Behm, S. 240.

³⁴⁾ „Unser Regiment“, schreibt Jacobi in seinen Erinnerungen: Behm, S. 240, „war auseinander gekommen, und es wurde zum Sammeln geblasen. Da kommt der Unteroffizier Nelus, ein alter Schillianer, ein Berliner Tuchmacher, der sich gern auszeichnen wollte, um später in Mecklenburg eine Versorgung zu erhalten, mit einigen Husaren angesprengt und ruft: ‚Friedrich, auf die Kanonen!‘ ... Nelus setzte mit uns über den breiten Chausseegraben, und vorwärts ging es die Chaussee hinunter. Plötzlich gewahrten wir, daß hinter uns ein Zug flüchtiger Kürassiere angesprengt kam. ‚Herunter von der Chaussee!‘ rief Nelus. Wir setzten über den Graben und ließen die Franzosen an uns vorüber brausen, in deren dichteste Haufen wir unsere Pistolen abfeuerten. Dann rief Nelus wieder: ‚Auf die Kanonen!‘, und abermals ging es über den Graben. Aber da sprang mein Pferd zu kurz, stürzte und lag mit dem Vordertheil im tiefen Schnee, und ich mit dem linken Bein darunter. Ich setzte den rechten Fuß gegen den Sattel, um mir das Pferd vom Leibe zu schieben, aber vergebens. Auf der andern Seite der Chaussee hielten französische Dragoner, auf welche preußische Dragoner ansprengten, aber zurückprallten. Ich dachte: Sehen dich die Dragoner hier, so schießen sie

flohen. Besonders waren mehrere unserer Jäger damit beschäftigt, sie über Seite zu schaffen, und gewahrten darüber gar nicht, daß die Linie französischer Cuirassiere auf der anderen Seite der Chaussee in vollem Jagen sich dem Angriff der Dragoner und einem möglichen Angriff von unserer Seite in ihrem Rücken zu entziehen suchte. Der Jäger Bahlcke aus Lindow gerieth in dieses Getümmel und ward sammt seinem Pferde von den vorübersprengenden Cuirassieren verwundet, entging aber der Gefangenschaft. Der Jäger Hoth konnte nur mit Gewalt von einem französischen Cuirassier, den er auf der Chaussee mit unaufhörlichen Hieben verfolgte, abgebracht werden, um ihn vor ähnlichem Schicksal zu retten. Kaum über den Chausseegraben gekommen, brausten die flüchtigen Cuirassiere an uns vorüber, in deren dichtesten Haufen die am Chausseegraben versammelten Jäger und Husaren ihre Pistolen abfeuerten.

Der Angriff der westpreußischen Dragoner in erster Linie war nicht so gelungen, wie der Angriff auf unserer Seite. Das hatten unsere zum Angriff auf das Dorf vorgehende Fusiliere mit angesehen, worüber die Dragoner von ihnen zum öftern verhöhnt wurden³⁵⁾. Die Lithauer in zweiter Linie hatten den Cuirassieren die Wege gewiesen. Es war auch höchste Zeit, daß sie sich davon machten, denn das Appellblasen hatte in ihrer rechten Flanke und im Rücken auf unserer Seite schon wieder eine Linie versammelt, die jederzeit zum Angriff verwendet werden konnte. Die drei Kanonen auf der Chaussee, von unsern Jägern und Husaren ihrer Bespannung beraubt, wurden erbeutet, dazu nahmen die Fusiliere am entgegengesetzten Ausgang noch eine und sieben Munitionswagen. Die Zahl der gemachten Gefangenen belief sich auf einige Hundert. Eine erbeutete Fahne der Nationalgarde vom Departement Marne, mit der Nummer 59 bezeichnet, unterrichtete uns über die Gesinnung der Bewohner der Gegend, in welcher wir nun rasch vordrangen. Jenseits des Dorfes konnten die Truppen sich mehr entwickeln. Durch einen Bach von einander geschieden, sahen wir, wie das Henkelsche Detachement uns zur Rechten in schönster Ordnung und Haltung dahin zog, an dem fernern Kampf Theil zu nehmen³⁶⁾. Der Marschall Macdonald, welcher über 4000 Mann Reiterei bei sich

Fortsetzung Fußnote 34

dich unter dem Pferde todt. Ich verhielt mich also ruhig, barg den Kopf hinter den Schnee und beobachtete den Feind. Da kam einer der Unsern, Lieutenant v. Zülow, angesprengt, und ich rief: „Herr Lieutenant helfen Sie mir!“ Dieser holte schnell 2 Husaren herbei, die, während er die Pferde hielt, Jacobi unter dem Pferd herauszogen. Das aber war lahm geworden. „Kaum waren wir Alle wieder zu Pferde, so schossen die Dragoner hinter uns her... Glücklicherweise kamen wir davon; aber ich war doch übel dran mit meinem lahmen Pferde“. Nachmittags erhielt Jacobi das Pferd eines gefallenen Husaren, sein altes Pferd nahm er nach erfolgter Heilung erst „bei Calais wieder in Besitz“.

³⁵⁾ „Der Choc der Westpreußen mißlang, desto kräftiger faßte Zastrow“ (mit den Lithauern) „die rechte Flanke des Feindes; sie machten kehrt. Die Flucht des ersten Treffens riß teilweise auch das zweite in Verwirrung“: Droysen, II, S. 299. — Weiteres und genaueres erfahren wir noch aus der Geschichte des Husaren-Regiments von Zieten (Brandenburgisches Nr. 3) von A. Frhr. v. Ardenne, 2. Aufl. 1905 (S. 258), auf Grund des Tagebuches eines Husaren: Das Regiment hatte vor sich „2 Kürassier-Regimenter und 1 Chasseur-Regiment in ihrer Mitte, rechts hinter ihnen 1 Batterie, die noch nicht schußfertig war. Wie eine Windsbraut fielen wir über die Franzosen her... Kräftige Säbelhiebe in die Gesichter warfen sie in die Flucht. Die erste Attacke war auf unserer Seite geglückt... die Batterie fiel unseren Husaren in die Hände. Allein das westpreußische Dragoner-Regiment war geworfen worden, und die französischen Kürassiere, die es verfolgten, schwenkten rechts ein und kamen so unseren Husaren in die Flanke. Alle Geschütze konnten daher letztere nicht mit fortbringen, doch gelang es mit 1 Haubitze, 3 Kanonen und 2 Munitionswagen. Die brandenburgischen Uhlanen, die unserem Regimente als 2. Treffen gefolgt waren, kamen in diesem Augenblicke glücklicherweise herangejagt und zersprengten die feindliche Kavallerie. Diese flutete, auf das heftigste verfolgt, bis nach La Chaussée zurück, wo die mittlerweile entwickelte französische Infanterie der Jagd ein Ende machte...“.

³⁶⁾ „Von Aulnay aus hatte Graf Henkel dies Gefecht ‚wie auf dem Exerzierplatz‘ mit angesehen. Jetzt warf er sich auf die ihm gegenüber stehenden polnischen Lanciers, und auch sie zogen sich auf jene Höhe hinter La Chaussée zurück. Die Leibfusiliere links nach dem Dorfe sendend, folgte er mit den Landweherschwadronen den Polen“: Droysen, II, S. 300.

hatte, sollte beabsichtigt haben, uns eine derbe Lehre zu geben, aber der schnöde Morgenruß, mit welchem seine Geharnischten von uns bewillkommet worden, hatte sie so eingeschüchtert, daß sie sich den ganzen Tag über nicht wieder recht beikommen ließen.

Wir hatten bei unserem Angriff auf die feindlichen Karabiniers eingebüßt an Todten: den Husaren Koch aus Neubrandenburg und den Karabinier Wilken aus Ankershagen sowie den Husaren Hinze aus Neubrandenburg . . . Verwundet waren: der Jäger Bahlke, der Husar Müller von der ersten Schwadron, die Husaren Sieg, Stier und Rossow von der zweiten Schwadron, der Husar Beckhof“ (aus Quastenbergr bei Burg Stargard), „von der dritten, der Karabinier Schulz und der Husar Bengelsdorf von der vierten Schwadron.

Die rasche Entscheidung hatte den kühnen Kriegsmuth neu belebt. Man vergaß Hunger und Durst und hätte sich gerne noch einmal mit dem Feinde gemessen; der hielt aber erst gegen Abend festen Stand. Da ward den Truppen des Vortrabs auch Ruhe und Zeit gegönnt, das vom vorigen Tage mitgenommene Fleisch zu kochen“: Milarch.

Als aber Jürgaß sah, wie der Feind seine Kavallerie diesseits Pogy aufstellte, um seinen Rückzug durch ein Defilee zu sichern, griff er nochmals mit den Litauern und den Schlesischen Landwehreschwadronen an. „Die feindliche Kavallerie wurde in der größten Unordnung zurückgeworfen, eine große Anzahl niedergehauen und gefangen gemacht und der Feind bis ins Dorf verfolgt . . .“.

York konnte mit dem Ergebnis des Tages zufrieden sein. Hatte er doch aus einem aufgefangenen Brief ersehen, daß er als Gegner hatte „die Armeekorps des Marschalls Macdonald und des Herzogs von Padua“ (Arrighi) „sowie die Kavalleriekorps der Generale Excelmans und Sebastiani . . . Es ist die Absicht dieser Korps gewesen, sich über Vitry mit der Armee des Kaisers zu vereinigen, dies Vorhaben ist durch das glückliche Gefecht vom 3. Februar verhindert worden“, heißt es in dem Bericht Yorks an Blücher vom 5. Februar . . . „Nie“, sagt Graf Henkel, „habe er ein Gefecht mitgemacht, das so in Ordnung, gut und fröhlich vom ersten Augenblick an vonstatten ging“: Droysen, II, S. 300/01.

In diesem „glänzenden Reitergefecht gelang es 21 preußischen Eskadrons“ — d. h. einschließlich der 4 Strelitzer — „die genannten beiden Kavalleriekorps Excelmans und Arrighi in mehreren Attacken bis hinter das Moivre-Flüßchen zurückzuwerfen, auch die vorgeschobene Infanterie zurückzudrängen und mehrere hundert Gefangene, 1 Standarte, 5 Geschütze und 3 Pulverwagen zu erbeuten. Die eigenen Verluste betragen nur 150 Mann. Hinter dem Moivre war die Division Molitor zum Gefecht aufmarschirt; die einbrechende Dunkelheit und die Erschöpfung von Mann und Pferd machten es jedoch dem gegen Abend eintreffenden York unmöglich, noch an demselben Tage zum Angriff zu schreiten. In der Nacht zog Macdonald nach Châlons ab. „Die feindliche Kavallerie“, schrieb der Marschall über das Gefecht, „ist sehr kühn gewesen, und ich muß gestehen, die unserige ist bei der Attacke erbläst“: Friederich, III, S. 115

Der Feind verließ wider Ervarten bereits um 10 Uhr abends die Moivrebrücke. Die Spitze der Avantgarde folgte sogleich bis Mitternacht. „Völlig erschöpft ruhte sie ein paar Stunden, brach morgens 5 Uhr (4. Februar) wieder auf, traf gegen 9 Uhr die feindlichen Vedetten dicht vor Châlons“: Droysen, II, S. 302.

„Warburg, der selbst bei der Spitze des Vortrabs sich befand, ritt, vom General Kätzer dazu aufgefordert, mit einem Trompeter vor und verlangte zu unterhandeln. Ein höchst übermüthiger französischer Husarenrittmeister, ein Elsasser, den der Marschall Macdonald herausschickte, . . . der die deutsche Sprache ganz verleugnete, brach, als Warburg mit einem ernstlichen Angriff auf die Stadt drohte, die Unterhandlungen mit den Worten ab: „quatre vingt bouches sont prêtes a Vous repondre!“: Milarch, S. 181/82.

Der Angriff hatte zunächst Erfolg, stockte aber hernach im heftigen Artilleriefener. Nun ließ York die Zwölfpfünder und Haubitzen auffahren und die Stadt bombardieren mit dem Erfolg, daß Brände ausbrachen, während die angeblichen 80 Feuerschlünde

schwiegen! Da kam um Mitternacht „von einem Ingenieurobersten begleitet, eine Deputation, bestehend aus dem Maire und einigen angesehenen Bürgern Châlons“. Sie erklärten, Marschall Macdonald habe, um die Stadt nicht völlig zu zerstören, versichert, Châlons würde am andern Morgen 7 Uhr von den Truppen verlassen werden. Nach manchem Hin und Her wurden Yorcks Bedingungen von Macdonald angenommen³⁷⁾. — Die Gründe für Macdonalds Verhalten sind wohl in erster Linie darin zu suchen, daß er nicht seinen umfangreichen Geschützpark bei einer Erstürmung der Stadt in Yorcks Hände fallen lassen wollte. Im übrigen heißt es in dem Bericht Yorcks an Blücher vom 5. Februar: „... den Marschall hat der gestrige Tag die höchste Verzweiflung gebracht. Am 3. bei La Chaussée geschlagen, gestern in die Notwendigkeit versetzt, mit mir^{37a)} zu unterhandeln, hat er die Unannehmlichkeit gehabt, daß seine Wohnung in Flammen aufgegangen ist; zum Maire der Stadt hat er bei dieser Gelegenheit gesagt: „Je voudrais, que cette bombe m'eût écrasé moi-même“. — Am selben Morgen wurden York von einem Adjutanten der 1. Brigade auch die Schlüssel von Vitry überbracht. Nach Verhandlungen hatte der Feind auch diese Stadt geräumt³⁸⁾.

Zum Schluß sei noch eines tragi-komischen Vorfalles gedacht, der sich in der Nacht vom 4. auf den 5. Februar abspielte und über den Droysen (II, S. 303/04) berichtet: „In einem Bauernhause unfern einer Windmühle war das Hauptquartier. Inmitten des geräumigen Hausflurs auf dem niedrigen Herd war ein Feuer angemacht. York und seine Offiziere saßen und standen umher. Noch hörte man das Knattern des Tirailleurfeuers aus St. Memmie“ (Vorstadt von Châlons) „her, aber es wurde matter und matter; die Bataillone dort mochten von der zweitägigen Anstrengung erschöpft sein. Da kam Yorcks Reitknecht, der nach St. Memmie geschickt war, um etwas Wein zu holen, zurück ohne Wein, aber stark taumelnd: „Alles tot, Excellenz, ja alles tot“. Das war sein Bericht. Schleunigst war Valentini“ (Oberstleutnant, Yorcks Generalstabschef) „zu Pferd, nachzusehen, was das bedeuten könne. Er fand ein seltsames Schauspiel. Die braven Heurichs hatten ein paar Champagnerkeller aufgefunden, hatten in dem trefflichen Weißbier — dafür tranken sie es — ihren Durst äußerst reichlich gelöscht. Tausende von Flaschen lagen zerbrochen umher; schnell berauscht, waren

³⁷⁾ Er verletzte hernach die in der Kapitulation getroffenen Vereinbarungen, die Stadt und alle ihre Vorräte unversehrt zu übergeben, indem er die steinerne Marnebrücke sprengen und den Brantwein in den Magazinen ausgießen ließ: Delbrück, IV, S. 177. — Das versetzte York in die Verlegenheit, am 5. Februar an die Soldaten seines Korps, statt des obligatorischen Brantweins, als Getränke Sekt ausgeben zu lassen!

^{37a)} York war im russischen Feldzug von 1812 Macdonalds Untergebener gewesen!

³⁸⁾ Die Schlüssel beider Städte samt dem Adler der Nationalgarde des Departements sandte York zu Blücher und von dort an den König von Preußen. „An Fürst Schwarzenberg ward ein Bericht über die Einnahme von Vitry und Châlons, die derselbe so gar dringlich empfohlen hatte, mitgesandt, eine Aufmerksamkeit, die demnächst mit dem Theresienorden erwidert wurde“: Droysen, II, S. 302/07. — York hätte sicherlich viel lieber im Verbands der Blücher'schen Armee bei La Rothière gekämpft! Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß York die Auszeichnung erhielt, weil er nicht an dieser Schlacht teilgenommen hatte! — Yorcks Aufgaben, Macdonalds Vormarsch aufzuhalten — was ja erst am 3. Februar akut wurde! — und sich in den Besitz von Vitry und Châlons zu setzen, hätten sehr wohl dem russischen General Wittgenstein mit seinem Korps übertragen werden können, der diese Tage so gut wie tatenlos verbrachte. York wäre dann, wie Wrede, in der Lage gewesen, in die Schlacht bei La Rothière entscheidend einzugreifen. Das hätte ohne Zweifel zu einer vernichtenden Niederlage Napoleons geführt! Aber das wollten Metternich und Kaiser Franz nicht! Sie wollten Napoleon nur zurückdrängen (vgl. Anm. 31a), ja, hätten auch hier wohl, wie bei Brienne, „eine kleine Niederlage“ Blüchers nicht ungern gesehen. Man wollte auf dem Kongreß von Châtillon mit Napoleon über den Frieden verhandeln, der aber hielt unentwegt an seinem Generalplan fest, die einzelnen Korps der Alliierten nacheinander zu schlagen. So konnte er denn im Verlauf des Monats Februar der Schlesischen Armee, aber auch der Hauptarmee, schwere Niederlagen zufügen. Das „verzögerte die Entscheidung des Feldzugs um sechs Wochen und stellte den glücklichen Ausgang einen Moment ganz und gar in Frage“: Delbrück, IV, S. 41.

die einen nur desto verwegener geworden, und mancher hatte mit der Flasche in der Hand gegen die Mauer stürmend den Tod gefunden, andere lagen, immerhin an gefährlichster Stelle, im süßen Schlaf, alle Gefahr und Drangsal vergessend, andere saßen und schwatzten und tranken. Das war der Bericht, den Valentini mitbrachte. „Eine nüchterne Brigade zur Ablösung“ war das vor allem Nötige. Die Horns ward schnell nach St. Memmie geführt“. — Sie löste Warburgs Brigade ab!

„So scherzhaft auch die Champagnergeschichte der letzten Nacht erscheinen konnte, so ernst nahm sie Yorck. Er ließ die Truppen“ (am 5. Februar) „nachmittags auf die Alarm-Plätze kommen, er erschien persönlich, ihnen ‚sehr eindringliche und verständliche Dinge‘ zu sagen; er gab die strengsten Befehle, für die er die Offiziere verantwortlich machte. ‚Es kam‘, so schreibt einer von diesen, ‚in uns alle eine heillose, aber sehr heilsame Furcht‘“: Droysen, II, 303/04, S. 307.

Auch unsere Strelitzer Husaren waren an diesem großen Champagnerumtrunk stark beteiligt: Milarch berichtet darüber (S. 182/83): „Die braven Heurichs . . . ließen sich dies noch nicht gekannte Weißbier trefflich schmecken, vergaßen aber uns, ihre lieben Heurichs, da draußen nicht, sondern brachten die Flaschen in Händen und unter den Armen sowie in Körben zu uns aufs Blachfeld heraus, oder zeigten unsern Husaren die Quelle, aus welcher neuer Lebensmuth zu schöpfen war, nach den Strapazen der früheren Tage“ . . . Wenn die Granaten der Haubitzen in der Stadt Châlons gezündet hatten, „ward jede auflodernde Flamme mit dem Knallen von Champagnerflaschen bei uns begrüßt“.

Als die Strelitzer Husaren im Laufe des 5. Februar in einem der benachbarten Dörfer Quartier bezogen hatten, mußte das Regiment „ein Kommando zur Stadt senden zum Empfang der Fourage und 300 Flaschen Champagner³⁹⁾ . . . Wir waren nicht wenig verwundert“, vermerkt Milarch (S. 184/85), „daß auch unserm Regiment die Vergünstigung zu Theil geworden, Champagner geliefert zu erhalten. Denn Yorck war über die Champagner-Geschichte gar ungehalten . . .“.

Aber Yorck schätzte die Strelitzer Husaren, ihr frisches Draufgängertum und ihre Tapferkeit, viel zu sehr, um ihnen die Champagnergeschichte von St. Memmie nachzutragen. Als das Kleistsche Korps zu Yorck gestoßen war, zeigte dieser am 18. Februar dem General Kleist die vorübermarschierenden Truppen seines Korps. „Als unser Regiment herankam“, schreibt Milarch (S. 206), „und Warburg es vorführte . . ., fragte Kleist: ‚Was ist das für ein Regiment?‘ — Yorck: ‚Die Mecklenburger Husaren‘. — Kleist: ‚Die sehen verteuflert rustrig^{39a)} aus‘. (Das Regiment marschirte in seinen grauen Mänteln mit schwarzen Kragen, zum Theil zerissen, zum Theil vom Biwachtschmutz noch unansehnlicher)“. Da sagte der alte „Isegrim“⁴⁰⁾ Yorck, kurz angebunden, wie er sein konnte, nur: „Schad't nicht; beißen gut an!“ —

³⁹⁾ Nach Scheer (III, S. 364) wurden von Yorcks Korps „in der Nacht von dem 5. auf den 6. Februar in Châlons und Umgebung 57 000 Flaschen Champagner ausgetrunken“. — Vermuthlich einschließlich der am 4. auf den 5. verkonsumierten! — St.

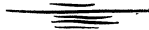
^{39a)} ? — Jacobi bei Behm, S. 243: „russig“.

⁴⁰⁾ Vgl. Carolinum, Nr. 39, S. 9/10, Anm. 13 und 14.

Febr.
4./5.

Febr.
5.

Febr.
18.



Über die Blockflöte

Von Nikolaus Nothnagel

In der intimen Kammermusik ist sie zuhause, die Blockflöte, der „recorder“, wie sie in England, dem klassischen Blockflötenland heißt, „flauto dolce“, wie sie die Komponisten des Barocks nannten. Einfach aufgebaut, unkompliziert zu handhaben, sind die Anfangsgründe ihres Spieles unschwer erlernbar. Obwohl sie das gerade für die Jugendmusik geeignet macht, sollte man dennoch nicht auf sie herabblicken, als ob sie ein primitives „Anfangsinstrument“ wäre.

Ihr Schnabelmundstück, daher auch ihr französischer Name flûte à bec — Schnabelflöte, spricht bereits bei leichtem Hineinblasen an. Alle anderen Holzblasinstrumente hingegen verlangen einen besonderen „Ansatz“, von ihrer Schwester, der Querflöte angefangen bis zu Oboe, Fagott und Klarinette. Wobei an den drei letzteren die Atemluft noch dazu ein oder zwei Rohrblätter zum Schwingen bringen muß. Bei der Blockflöte entstehen die tonerzeugenden Schwingungen nur durch das Auftreffen des Luftstromes auf die Kante eines „Labiums“, wodurch diese zu einem kleinen Teil nach außen entweicht und der Flöte ihren sanften streichenden Klang verleiht, was sie von dem wohl voluminöseren, aber doch bisweilen „röhrigen“ Ton der Querflöte unterscheidet. Aber der Klang der Blockflöte ist noch von anderen Faktoren abhängig, in gewissen Grenzen den Bauprinzipien des Herstellers, und von der Art des Holzes, aus dem sie gefertigt ist. Im 17. und 18. Jahrhundert bevorzugte man das harte Buchsbaumholz, heute sind Birnbaum, Prunus und Ahorn das meistverwendete Material. Werden jedoch erhöhte Anforderungen gestellt, nimmt man neben Buchsbaum sowie Olivenholz das tropische Rosenholz und Jacaranda, ja sogar das recht kostbare Elfenbein. Klingen die Flöten aus den nicht so harten gebräuchlichen Hölzern weicher, haben die Edelfholzflöten einen volleren und vielleicht schöneren Klang und bewahren diesen auch über eine wesentlich längere Zeit.

Man kennt folgende Mitglieder der „Blockflötenfamilie“: Diskantflöte (Sopranino, „Kleinflötlein“), Sopranflöte, Altflöte, Tenorflöte, Baßflöte und Großbaßflöte. Sopranino-, Alt- und Baßflöte in F, sowie Sopran-, Tenor- und Großbaßflöte in C sind jeweils einen Oktavschritt nach unten eingestimmt. Sopran-, Alt-, Tenor- und Baßflöte bilden den üblichen Blockflötenchor, während die Altflöte ihrer Tonlage wegen das eigentliche Soloinstrument darstellt, für welches besonders in der Barockzeit eine umfangreiche Literatur entstand.

Die mit „Flauto“ bezeichneten Stimmen der alten Komponisten beziehen sich fast ausschließlich auf die Blockflöte, während die erst später vordringende Querflöte meist als „Traversa“ bezeichnet wird. Andererseits pflegte sich manch alter Meister nicht immer auf ein bestimmtes Instrument festzulegen und so lassen sich häufig Kompositionen aus der damaligen Zeit auch auf der Oboe oder der Violine wiedergeben und umgekehrt. Im alten England war der „treble recorder“, die Altflöte, das beliebteste Hausinstrument. Es wirkten dort außer den einheimischen Meistern auch italienische und deutsche Tonsetzer bis in das 18. Jahrhundert hinein, wie vor allem der große Wahrlängler Georg Friedrich Händel (1685–1759). Von ihm stammen die berühmten vier Blockflöten-Sonaten Opus 1, wohl die schönsten Tonwerke für das wohlklingende alte Instrument. Zu erwähnen wäre an dieser Stelle auch John Christopher Pepusch, welcher außerdem die Musik zur „Beggar's Opera“ schrieb und ein Berliner Pastorensohn war. Ein weiterer Schöpfer zahlreicher Werke für die Blockflöte war der überaus fruchtbare Georg Philipp Telemann (1681–1767). Seine Kompositionen, die teilweise erhebliche Anforderungen an den Wiedergebenden stellen, finden sich unter anderem in den Sammlungen „Der getreue Musikmeister“ und den „Essercizii Musici“. Johann Sebastian Bach (1685–1750) vollends verwendet die Blockflöte vielfach in seinen geist-

lichen Musiken, den Kantaten und Passionen. Auch in seinem unvergleichlichen Kammermusik-Zyklus der sechs Brandenburgischen Konzerte schreibt er eine Blockflöte im 2. Konzert neben Oboe und Trompete vor und in dem bekannten 4. sind es zwei Altflöten, die mit einer Solovioline das Concertino bilden. Am klangvollsten dünkt dem Verfasser der langsame Mittelsatz, in dem die Violine zugunsten des zarten zweistimmigen Flötenklanges zeitweise zurücktritt und auch die übrigen Instrumente gedämpfter respondieren. Aber leider hört man dieses Konzert nur selten in der originalen Besetzung, und mit modernen Querflöten ist es zumindest der Hälfte seines Reizes beraubt. Überhaupt zeigt sich bei den Werken Bachs, wenn sie die Blockflöte einbeziehen, daß der Meister doch in erster Linie ein Beherrscher der Tasten- und Streichinstrumente war. Anders als etwa Händel, der, bei seinen Blockflötensonaten hauptsächlich die klanglich ergiebigen mittleren Lagen bevorzugend, zeigte, daß er auch ein guter Kenner des Instrumentes war. Auch der virtuoso schreibende Telemann bedient sich längst nicht in dem Umfange der wenig bequem spielbaren hohen und höchsten Lagen wie der große Thomaskantor.

Zur solistischen Blockflötenmusik ist als begleitendes Tastinstrument das Cembalo mit seinem gleichfalls zarten, aber sich klar vom Flötenton abhebenden silbrigen Klang eigentlich am besten geeignet. Ein Klavier, auch wenn es zurückhaltend gespielt wird, kann nur ein Behelf sein. Wie sich ebenso im Basso continuo eine Gambe wegen ihres bei aller Sattheit flacheren Klanges schöner anhört als ein Violoncello und noch dazu stilgerechter ist. Klanglich recht ansprechend ist ferner die Kombination der Blockflöte mit einem Zupfinstrument: einer Laute oder einer Gitarre, doch sind derartige Solostücke in der überlieferten Literatur verhältnismäßig selten. Ein besonders großes Einfühlungsvermögen aller Spielenden bedingt die einwandfreie Wiedergabe der Kompositionen, in denen die Blockflöte mit anderen Instrumenten konzertiert, die Triosonaten und ausgesprochenen Konzerte also. Hier ist es am besten, wenn die akkompagnierenden Streicher auf alten Barockinstrumenten spielen, deren Tonstärke gegenüber den heutigen geringer ist, und somit die Gefahr eines Übertönens weniger besteht. Bei guten Schallplattenaufnahmen beispielsweise wird diese durch eine entsprechende Postierung der Mikrophone weitgehend vermieden. Aber nicht immer gelingt es und der Verfasser denkt in diesem Zusammenhange an die Kontroverse: Violine gegen Konzertflügel und an eine Aufnahme des „Forellen-Quintetts“ von Franz Schubert mit bekannten Solisten, wo stellenweise in den Variationen des 2. Satzes die Streicher von dem großen schwarzen Ungetüm regelrecht zusammengedonnert werden. Das Ideal wäre in diesem Falle die Verwendung eines zeitgenössischen Wiener Hammerflügels gewesen, jedoch soll an dieser Stelle auf den alten Streit, ob eine Wiedergabe alter Kompositionen auf modernen Instrumenten gerechtfertigt ist, nicht weiter eingegangen werden.

Unter den Schallplatten mit alter Blockflötenmusik hat man übrigens eine andere interessante Vergleichsmöglichkeit. Es handelt sich um das „Concerto per flautino C-dur“ von Antonio Vivaldi, dem italienischen Zeitgenossen Bachs. Da gibt es eine Aufnahme mit einer Sopranino-Flöte (Deutsche Grammophon Gesellschaft — 30 658 EPL, Solist Hans-Martin Linde) und eine zweite, auf welcher der gleiche Part auf einer Altflöte erklingt (Telefunken-Decca — SUV 459, Solist Frans Brüggem). Das Flautino, im Klange der hohen Violinenlage ähnlich, hat etwas vom Gesange eines Vogels an sich mit seinen Lockrufen, Trillern und spitzen Tönen. Die eine Oktave tiefer stehende Altflöte dagegen ist wieder ganz das volltönende Holzblasinstrument in den Händen eines Virtuosen. Zwei verschiedene klangliche Gegebenheiten, die einem und demselben Werk eine unterschiedliche Stimmung verleihen.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts etwa setzte ein musikalischer Stilwandel ein, dem letztlich die Blockflöte zum Opfer fiel, zugunsten der Querflöte, der man einen anspruchsvolleren Klang und eine größere Beweglichkeit des Spieles zusprach. Dabei waren diese Möglichkeiten anfangs gar nicht so bedeutend, handelte es sich doch um die alte barocke Traversflöte, deren bekannteste Spieler damals in Deutschland Friedrich der Große und sein Lehrer Johann Joachim Quantz waren, welcher letzterer sogar ein bedeutendes Buch über diese geschrieben hat. Die besagte Stiländerung kündigte sich be-

reits im Schaffen Telemanns an, der eine ganze Reihe von Konzerten geschrieben hat, in denen Blockflöte und Querflöte duettieren.

Die Blockflöte verschwand wie gesagt langsam von der Bühne des Musiklebens. Sie erklang nicht mehr in den Konzerten und die Komponisten vergaßen sie bald. Erst Anfang des 20. Jahrhunderts erinnerte man sich ihrer wieder. Es war wohl kein Zufall, daß gerade in England Arnold Dolmetsch (im Jahre 1905) mit seinen Forschungen in dieser Richtung begann. Es sollte aber noch bis 1920 dauern, bis die erste moderne Blockflöte seine Werkstatt in Haslemere südwestlich von London verließ. In Deutschland verhalf danach die Jugendbewegung dem wiedererstandenen alten Instrument zu einer neuen Verbreitung. Die Epoche der „bündischen Jugend“ ging vorüber, doch die seit einem Jahrzehnt stetig wachsende Beachtung und Beliebtheit der alten Musik förderte, über die Jugendmusikpflege hinaus, die Bedeutung der Blockflöte als vollwertiges Instrument der Kammermusik. Ist sie es doch gerade, die dem bisher noch nicht Musizierenden auf verhältnismäßig einfache Weise die zauberhafte Tonwelt der alten Meister erschließt. An bekannten deutschen Flötenbauern wären zu nennen: A. Heinrich (Markneukirchen), H. Moeck (Celle), Th. Mollenhauer (Fulda), Schreiber und Söhne (Nauheim).

Alle großen Musik-Verlage haben eine reichhaltige Blockflötenliteratur für die verschiedensten Besetzungen in ihrem Programm. Aber auch für den nicht aktiv ausübenden Musikfreund halten die Schallplattenfirmen eine zwar nicht sehr umfangreiche, dafür jedoch recht vielseitige Auswahl bereit.

Der junge Tag . . .

Der junge Tag,
umhüllt noch
von dem Dämmergrau,
doch trüchtig
mit des Lichtes Gaben,
trat in die Kammer,
still verweilend,

goß eine Flut
von goldnen Pfeilen
in alle Winkel des Gemachs
und stand
mit seinem Flammenschwert
vor meiner niedren
schmalen Statt. —

Betäubt,
geblendet lag ich,
wagte es nicht,
nach Stunden dunkler Qual
dem feurigen Gott
den vollen Blick zu schenken
und wußte doch,
daß ich sein Sklave,
sein Geliebter war.

G. H. Piehler

Der mecklenburgische Maler Karl Christian Klasen

Karl Christian Klasen wurde am 19. November 1911 in Güstrow geboren. Als Sohn eines wohlhabenden Vaters, der mehrere Jagden besaß, war ihm eine frohe ungetrübte Jugend beschert; bald jedoch erfaßte die Familie das Schicksal. Der Vater stirbt frühzeitig, das Vermögen zerfloß, so daß der Sohn den Besuch des Realgymnasiums seiner Vaterstadt aufgeben mußte und eine Lehre in einer Kunsttischlerei antrat. Seine eigentliche Neigung jedoch zog ihn zur Malkunst. So gab er bald seine Lehre wieder auf und ging auf die Insel Poel, um dort in der Stille, als Autodidakt, ganz der herben Natur und dem dort lebenden einfachen Menschenschlag der Fischer und Bauern hingegeben, sein Talent zu entwickeln. Bald wurde ihm ein Stipendium zuteil, so daß er die Akademien in Düsseldorf und Berlin besuchen konnte und in der Folge durch Zeichnungen und Gemälde einen gewissen Ruf erlangte. Aber das Meer und die heimatliche Erde blieb seine Liebe. Diese finden wir denn auch in seinen Bildern, die uns neben dem Meer und dem Land die prachtvollen Charakterköpfe von Poeler Fischern und Frauen, in Öl, Aquarell und Zeichnungen vor Augen führen. Er erhält den Ausstellungspreis der Landeshauptstadt Schwerin und den Kulturpreis der Seestadt Rostock. Im Zweiten Weltkrieg zieht er sich ein schweres Leiden zu, wird entlassen, aber Ende 1944 wieder eingezogen und stirbt als Fahnenjunkerunteroffizier nach schwerer Verwundung am 21. Februar 1945 auf dem Hauptverbandsplatz.

Es ist gelungen, einen Teil seiner Bilder zu retten. Die Witwe des Malers, Frau Rita Klasen-Bütow, betreut sie. Für seine Gattin hat K. Chr. Klasen sein letztes Bild geschaffen: „Lilien“, Öl auf Holz, 1944.

Die **Münchener Lebensversicherung** hat sich das große Verdienst erworben, das künstlerische Erbe von K. Chr. Klasen zu einem großen Teil der Allgemeinheit durch die Herausgabe eines Bandes mit vorzüglichen Farbwiedergaben und Zeichnungen in schwarz-weiß zugänglich zu machen, der 1968 erschienen ist und bei Vorauszahlung des Vorzugspreises von 12,50 DM bei Frau Rita Klasen, 1 Berlin 10, Otto-Suhr-Allee, Telefon 34 82 86, erstanden werden kann. P.

Friedrich Chrysander

Dem Verfasser des Aufsatzes „Lübtheen in historischer Sicht“, Dr. Johannes Overbeck, werden viele unserer Leser sehr dankbar sein, daß er uns einmal in diese oft vergessene Landschaft Mecklenburgs, in die „Griese Gegend“ einführt. Aber etwas hat er uns unterschlagen, was wir an dieser Stelle nachholen wollen. Lübtheen ist die Geburtsstadt eines vor allem in der Musikwelt berühmten Mannes, nämlich **Friedrich Chrysander**. Dieser größte Sohn Lübtheens wurde 1826 geboren und lebte später in Bergedorf bei Hamburg. Er, einer der hervorragendsten Musikgelehrten seiner Zeit, ist der Mitbegründer der Leipziger „Händelgesellschaft“ und hat das große Verdienst, die erste kritische Gesamtausgabe von Händels Werken (100 Bände!) in den Jahren 1859–95 redigiert zu haben. Daneben hat er als sein Hauptwerk die Biographie Georg Friedrich Händels (Bd. 1–3) in den Jahren 1858–67 geschrieben. — So viele Opern Händel auch verfaßt hat, seine Größe, seine Unsterblichkeit beruht auf seinen Oratorien. Chrysander hat diese zu einem Teil neu bearbeitet und gekürzt. Händels „Messias“, der, wie wir an anderer Stelle vermerken, jetzt in der erneuerten Stadtkirche in Neustrelitz aufgeführt wurde, ist sein **M e i s t e r w e r k** schlechthin. — Chrysander entstammt einer alten Gelehrtenfamilie, wie schon der graecisierte Name anzeigt. Nach Besuch der Lübtheener Privatschule und des Lehrerseminars in Ludwigslust, bildete er sich autodidaktisch weiter und promovierte 1855 an der Universität Rostock zum Dr. phil. Sein Sohn Rudolf, Mediziner, setzt die nicht ganz vollendete Händel-Ausgabe fort und ist 1890–98 Leibarzt und Privatsekretär Bismarcks in Friedrichsruh, wodurch der Name Chrysander auch außerhalb der Wissenschaft verbreitet wurde. — Friedrich Chrysander wurde von dem bekannten Maler Leopold Graf von Kalkreuth porträtiert. Das Bild befindet sich im Besitz der Kunsthalle in Hamburg. P.



Brixen in Tirol

In dieser schönen alten deutschen Stadt im heutigen Italien lebt unser Caroliner Heinz Schondorf, Sohn des verstorbenen Ministerialrats Schondorf, Erbauer des neuen Carolinums am Glambecker See in Neustrelitz. In seinem Besitz befinden sich zwei für uns Mecklenburger wichtige Originalhandschriften: „Dat Led von den Eikbom“ von Fritz Reuter selbst und von seiner Frau Luise Reuter geb. Kuntze ein Brief, welchen sie an Heinz Schondorfs Großvater, den seinerzeitigen Organisten, Komponisten und Kapellmeister Johannes Schondorf in Neubrandenburg, gerichtet hat. Beide wurden uns gütigst zur Verfügung gestellt, so daß wir den Brief und die erste Strophe vom „Eikbom“ im 50. Heft unseres „Carolinum“ veröffentlichen können, wofür wir auch an dieser Stelle danken. P.

Dat Led von den Eikbom.
 Hør mit minen Eikbom, du spik an du tua,
 Du kindsporn, du brøst i sin Eik,
 Holz wold sei du mæstige Eron in du Gøj;
 So is dat all Nijfend Joffe wæst.
 Ein kindsporn,
 Du fall an glæst.
 Sei wold sei von Forruand dat Nadder Land.

Eisenach, den 25. Februar 1870

Mein verehrter Herr Schondorf,

Im Vertrauen auf unsern alten Verkehr in Neubrandenburg, wende ich mich mit einer Bitte an Sie, unsern lieben Hausfreund aus jenen Tagen:

Möchten Sie nicht zum Besten des hier zu errichtenden Bach-Denkmals ein Konzert veranstalten? Die Erklärung, wie ich zu dieser Bitte veranlaßt bin ist, daß Reuter — lachen Sie nicht — schon vor einem Jahre hier als Comitté-Mitglied dieses Vereins erwählt worden; weshalb, ist mir selbst so wenig klar, wie ihm selbst, daß es doch aber zu irgend einem Zweck geschehen ist, leuchtet mir nun mehr ein als Reuter, der trotz seiner Behauptung, durch Gerlach-Friedland einmal in das Geheimnis der „verdeckten Quinten“ eingeweiht zu sein, sich entschieden als p a s s i v e s Bach-Mitglied betrachtet und mir täglich wiederholt: „Was Einer dabei thun solle.“ Er zahle und damit gut.

Nun ist's mir aber sehr „scharnierlich“, überall die Ankündigung kleinerer und größerer Concerte zur Ehre des großen Meisters zu vernehmen und wohl gar die Frage zu hören: Mecklenburg interessiere sich wohl garnicht für Musik?, daß ich mir ein Herz faßte, Ihnen meine Bitte vorzutragen, lieber Herr Schondorf. Reuter weiß nichts davon. Wie herrlich aber, wenn er durch Erfüllung meines Gesuchs überführt würde, daß Einer doch dabei etwas thun konnte.

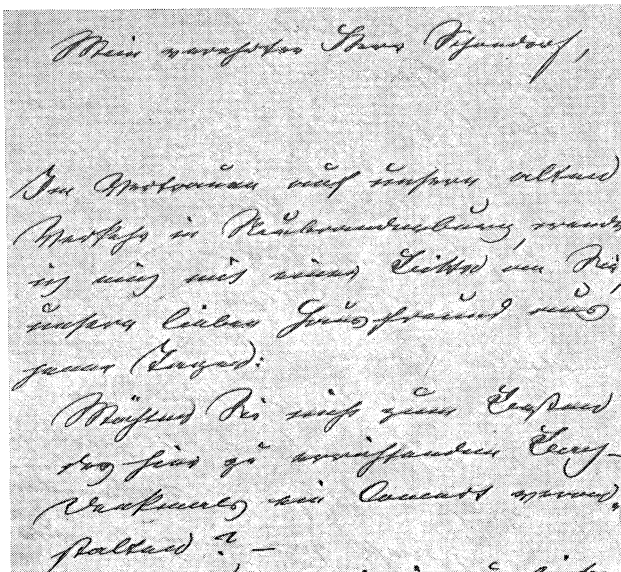
Selbstverständlich haben Sie vor einem Jahre etwa den Aufruf zur Unterstützung des hier zu errichtenden Bach-Denkmals gelesen? Es fehlt trotz der uneigennütigen Werkthätigkeit Vieler noch eine große Summe.

Ich wünsche, daß es Ihnen nebst Familie wohl geht — grüßen kann ich nur von mir und das recht herzlich. War das aber ein kalter Winter? Da schmeckte Abends eine gute Biersuppe, die Ihre liebe Frau Ihnen sicher oft gekocht? Wie vergnügt waren wir oft miteinander an dem Suppentisch!

Mit Freundschaft

Ihre

Luise Reuter



Mein verehrter Herr Schondorf,
Im Vertrauen auf unsern alten
Verkehr in Neubrandenburg, wende
ich mich mit einer Bitte an Sie,
unsern lieben Hausfreund aus
jenen Tagen:
Möchten Sie nicht zum Besten
des hier zu errichtenden Bach-
Denkmals ein Concert veranstalten?
Die Erklärung, wie ich zu dieser
Bitte veranlaßt bin ist, daß Reuter
schon vor einem Jahre hier als
Comitté-Mitglied dieses Vereins
erwählt worden. —

Begegnung

Andante con moto

Worte und Weise v. G. H. Piehler, Satz v. H. Borlisch

Wenn ich in der Stille durch den Morgen

The first system of the musical score. It features a vocal line in G major with a common time signature. The lyrics are "Wenn ich in der Stille durch den Morgen". The piano accompaniment consists of a right hand with chords and a left hand with a steady eighth-note bass line.

geh, ohne Ziel und Wille

The second system of the musical score. The vocal line continues with the lyrics "geh, ohne Ziel und Wille". The piano accompaniment maintains the eighth-note bass line in the left hand and provides harmonic support in the right hand.

an den Ufern steh, rauscht dein dunkler

cresc.

The third system of the musical score. The vocal line has the lyrics "an den Ufern steh, rauscht dein dunkler". The piano accompaniment features a *cresc.* marking and more active right-hand figures.

Flügel aus der Ferne her,

3 dim.

The fourth system of the musical score. The vocal line concludes with the lyrics "Flügel aus der Ferne her,". The piano accompaniment includes a *3 dim.* marking and continues with rhythmic patterns.

über Strom und Hü- gel, ü-ber's blau-e

Meer. Und er löst mich lei- se

von der Erde los, trägt in Traum'es

Wei- se gna, mich in deinen Schoss.



Walter Gotsmann, Neustrelitz, 1891—1961: „Bullenstall“ mit Ausblick auf den Ziercker-See, Aquarell

Begegnung

Wenn ich in der Stille
durch den Morgen geh,
ohne Ziel und Wille
an den Ufern steh,

rauscht dein dunkler Flügel
aus der Ferne her,
über Strom und Hügel,
übers blaue Meer.

Und er löst mich leise
von der Erde los,
trägt in Traumes Weise
mich in deinen Schoß.

G. H. Piehler (1950)

Joachim Slüter

Ein niederdeutscher Reformator (1490—1532)

von Gerhard Bosinski

Das 450jährige Reformationsjubiläum — 1967 — hat das Nachdenken über die Persönlichkeit und das Werk Martin Luthers, aber auch vor allem über die Bedeutung der Reformation heute aufs neue angeregt.

Es ist nicht zu leugnen, daß Luthers Bemühen allein vom Verständnis des Wortes Gottes her zu begreifen ist. Man kann geradezu als Thema über seine Arbeit schreiben, was er 1523 in der kleinen Schrift ‚Vom Gottesdienst in der Gemeinde‘ als Richtschnur angibt, ‚daß das Wort Gottes im Schwange bleibe‘.

Man kann nur mit Staunen sehen, wie nach 1520 geradezu eine Bewegung ‚zum Worte Gottes‘ hin einsetzt und sich über Deutschland — ja ganz Europa — fortpflanzt.

Fragen wir nach den Männern, die jene Bewegung auslösten, so fällt der Blick auf die Väter der Reformation, Luther, Zwingli, Calvin. Wir sehen auch noch die Männer im unmittelbaren Umkreis um Luther — Melancthon, Bugenhagen, Justus Jonas, um nur einige zu nennen, — aber schon diese stehen völlig im Schatten des großen Reformators. Noch mehr gilt das für all jene, die weit im Lande die Bewegung getragen haben. Und doch haben sie für die Reformation eine ganz ergebnisse Bedeutung. Es ist natürlich sachgemäß, daß alle, die das Wort ausrichten, hinter dem Wort Gottes zurücktreten, dennoch ist es für den Lauf und die Art der reformatorischen Bewegung natürlich von größter Bedeutung, wenn wir auch etwas über die Träger derselben erfahren können.

So ist es z. B. sehr verdienstvoll, daß W. Jannasch¹⁾ in seinen Arbeiten über die Reformationsgeschichte Lübecks Licht in die Vorgänge gebracht hat und die Bedeutung der Prediger Wilms und Walhoff und des ‚Laien‘ Jürgen Benedict für die Bewegung in Lübeck herausgestellt hat. Man wünschte sich für Hamburg eine solche Darstellung, denn es ist nicht recht deutlich, was sich zwischen der Predigt des Rostocker Franziskaners Stephan Kempe von 1523 an bis zur Kirchenordnung Bugenhagens von 1528 abgespielt hat. Interessant genug waren die Zeitläufte, wie z. B. auch das Buch von H. Heyden²⁾ über die ‚Kirchen Stralsunds‘ zeigt, und wie schon ein flüchtiger Blick nach Wismar lehren würde, wo bereits 1525 Hinrich Never als Führer der Bewegung großen Einfluß hat, freilich einen bald bedauerten Einfluß, denn Never verbreitete Gedanken, die ihn in die Nähe der Wiedertäufer brachten.

Niemand denkt daran, den regional bedeutsamen Reformatoren späte Kränze zu flechten, aber es hat etwas auf sich, wenn durch ihre mehr ins Licht kommende Arbeit die reformatorische Bewegung für uns sichtbar wird.

Das gilt auch für Rostock, wo Joachim Slüter von 1523 an als Kaplan an der Petrikerche wirkte, oder, wie er sich selbst nennt, als ‚der vorsammlung tho Sunte Peter Predyger‘³⁾. Es ist bedeutsam, weil wir Quellen, Berichte und Darstellungen haben und vor allem, weil uns Schriften Slüters bekanntgeworden sind, die über Jahrzehnte hin nicht nur in Rostock gebraucht wurden, sondern im ganzen niederdeutsch sprechenden Norden gelesen wurden, d. h. damals bis nach Magdeburg.

¹⁾ W. Jannasch, *Gesch. d. Luth. Gottesdienstes in Lübeck*. Gotha 1928. Ders.: *Reformationsgeschichte Lübecks ... (1515—1530)*, Lübeck 1958.

²⁾ H. Heyden, *Die Kirchen Stralsunds*, Berlin 1961.

³⁾ Briefunterschrift vgl. Serrius, *Fr. K., Joachim Slüter oder die Reformation in Rostock*, Rostock 1840, S. 125 ff (Beil. IV).

Das Material liegt keineswegs seit der Reformationszeit wohlgeordnet vor uns, sondern ist erst sehr allmählich zutage gefördert worden. Slüters Schriften sind sogar erst im 19. Jahrhundert neu entdeckt worden.

Wir geben einen Überblick über die Quellen und Darstellungen (1), gehen dann auf die Schriften ein (2) und zeichnen in Kürze ein Bild vom Leben Joachim Slüters (3).

1.

Mochten Slüters Schriften vergriffen oder verschwunden sein, mochten später Darstellungen seines Lebens mehr oder weniger an die Öffentlichkeit dringen, ein Zeugnis über ihn lag bald nach seinem Tode (1532) in Gestalt des Grabsteins an der Nordseite der Petrikirche vor aller Augen und überdauerte die Jahrhunderte: ‚Sepultura M. Joachim Slüter, qui Anno MDXXIII Evangelium in hac civitate pure praedicare incipit, propter quod intoxicatus obiit, in die pentecostes anno XXXII.‘⁴⁾ Diese Inschrift sagt freilich nicht nur, daß Slüter 1523 anfang, in Rostock das Evangelium ‚pure‘ zu predigen, sondern bezeichnet seine Todesursache: Slüter sei vergiftet worden. So einhellig alle Zeugnisse in Slüter den ersten Prediger des Evangeliums sehen, so umstritten ist allerdings die Aussage über die Ursache seines Todes.

Der spätere Güstrower Superintendent Gerd Oemeke erwähnt 1551⁵⁾ dankbar, daß er als junger Student in Rostock durch Slüter mit Luthers Schriften bekannt gemacht worden sei und läßt in seiner kurzen Schilderung etwas ahnen von der großen Wirkung, die von Joachim Slüter ausging. David Chytraeus, einige Zeit Professor in Rostock, würdigt in seinem Geschichtswerk 1588⁶⁾ Joachim Slüter in Kürze als den, der 1523 das reine Evangelium verkündet habe, wobei er die Gegnerschaft der Priester, Mönche, der Universitätslehrer und des Rates der Stadt in Kauf nehmen mußte. Allerdings erwähnt Chytraeus auch, daß er durch den Herzog Heinrich, der ihn eingesetzt habe, gestützt worden sei. Die Darstellung, die fortab für alle, die sich mit Slüter beschäftigten, am wesentlichsten ist, erscheint 1593: Innerhalb einer Geschichte der Reformation befaßt sich der Rostocker Pastor Nicolaus Gryse mit der ‚Historia van der Lere/Leuende vnd Dode Joachim Slüters des ersten Euangelischen Predigers tho Rostock . . .‘ Gryse fußt nach eigener Aussage auf Quellen und Berichten von solchen Leuten, die Slüter noch gekannt hatten. Gryse erwähnt auch ‚nahgelatene Schriften‘ Slüters, nennt dann aber nur eine liturgische Schrift vom März 1531, die uns leider nicht mehr erhalten ist und ein Gesangbuch des gleichen Jahres, das übrigens Gryse nicht mehr in der Ausgabe von 1531 kannte, sondern in einer späteren, von Hermann Bonnus, dem Lübecker Superintendenten, besorgten von 1545⁷⁾.

Wer nach 1593 über die Reformation in Rostock schreibt, benutzt Gryse als Hauptquelle, mögen es nun wie in Geschichtswerken kurze Würdigungen sein, oder mag es eine Wiedergabe des Gryseschen Textes niederdeutsch oder schließlich gar hochdeutsch sein. Die letzte Darstellung dieser Art ist das Buch von F. C. Serrius über Slüter aus dem Jahre 1840, das aber das besondere Verdienst hat, auch einige Quellen zu enthalten, die inzwischen aufgetan waren⁸⁾.

Es handelt sich da um zwei Briefe⁹⁾ Slüters, die dieser 1528 in seiner Eheangelegenheit und wegen einer Disputation an den Rat der Stadt Rostock geschrieben hat. Aber auch Thesen¹⁰⁾, die 1525 gegen Slüter in einer Disputation angeführt werden sollten,

4) Den Grabstein hat Slüters Frau Katharina besorgt, vgl. Arndt, M. Joachim Schlüter . . . Lübeck 1832, S. 95.

5) Gerd Oemeke in s. ‚Trostbüchlein‘, vgl. Bosinski, G. ‚Das Schrifttum Joachim Slüters‘ Diss. Rost. 1967 — Maschinenschr. S. 1).

6) David Chytraeus, Chronicon Saxonia . . . I, S. 373, 1588.

7) N. Gryse, Historia v. d. Leven . . ., Rostock 1593, Bl. 12.

8) Siehe Anm. 3.

9) Serrius, a.a.O., S. 122 und 125 ff.

10) Serrius, a.a.O., S. 117 ff.

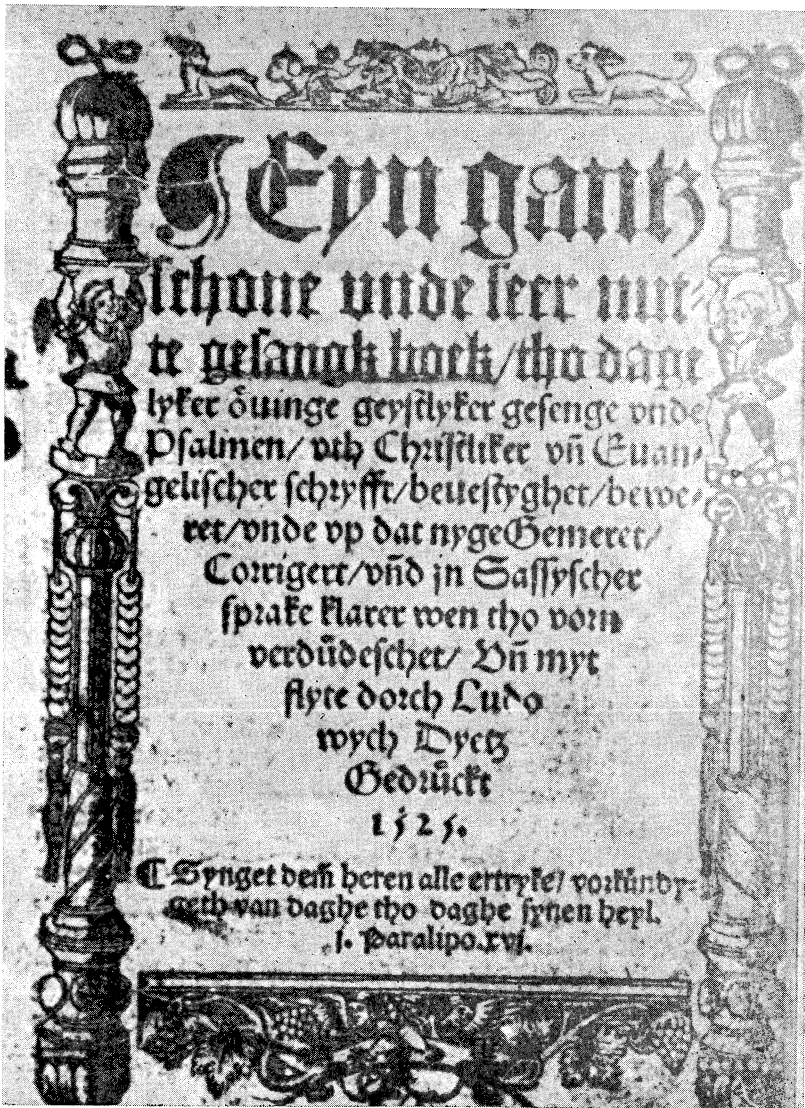


Abb. 1: Titelblatt des Gesangbuchs von 1525
 Es ist das erste niederdeutsche Gesangbuch

und Slüters Antwort sind von Bedeutung. Schließlich sind aber auch Gutachten der Reformatoren Luther, Melanchthon, Bugenhagen, Urbanus Rhegius aus dem November des Jahres 1531 bekannt geworden, die der Rat der inzwischen evangelisch gewordenen Stadt gegen einen Prediger, der Zwist bringe, angezogen hatte⁴³⁾.

In den Mecklenburgischen Jahrbüchern des 19. Jahrhunderts konnte auch zur Reformationsgeschichte manches Quellenmaterial veröffentlicht werden⁴⁴⁾. Es ist nicht

⁴³⁾ Koppmann, a.a.O., S. 144.

⁴⁴⁾ Lisch hat sich um die Forschungen besonders verdient gemacht.

sehr viel, aber immerhin so eindeutig, daß Slüter den Gegnern, insonderheit dem bischöflichen Official Michaelis, als bestgehafter Mann galt.

War durch alles die Bedeutung des ersten Predigers des Evangeliums in Rostock auch unbestritten, so fußte man doch zwangsläufig auf dem Bericht von Nicolaus Gryse. Das war bis Mitte des 19. Jahrhunderts so. Da geschah es dann, daß einige Schriften entdeckt wurden, die mit Slüter in Verbindung zu bringen waren.

1857 wird in Lüneburg ein zweiteiliges Gesangbuch von 1531 gefunden, dessen 1. Teil sich als Luthers Gesangbuch ausgibt (A b b. 4) und dessen 2. Teil (A b b. 5) durch eine Vorrede Joachim Slüters eingeleitet wird. Darin wird deutlich, daß Slüter die Zusammenstellung Luthers unverändert gelassen hat und selbst den 2. Teil zusammengestellt. Es wird ferner deutlich, daß er mit seiner Gemeinde die Lieder erarbeitet hat. Dem Gesangbuch von 1530 angebunden, entsteht ein 256 Seiten starkes Buch, das damals jedoch nicht mit Slüter in Verbindung gebracht wurde¹²⁾.

Das Gesangbuch wurde 1858 in einer schönen Faksimileausgabe gedruckt, die von Wiechmann-Kadow besorgt war. In der gleichen Ausgabe erschien ein niederdeutscher Katechismus aus dem Jahre 1525, der wie das Gesangbuch von Ludwig Dietz gedruckt worden war.

Überaus wichtig war ein Fund, den Prof. J. Bachmann 1877 in der Universitätsbibliothek in Rostock machte: Er fand ein niederdeutsches Gesangbuch von 1525 (A b b. 1), das durch eine Vorrede von einem ‚J. S.‘ eingeleitet wurde. Dies Gesangbuch erwies sich als wörtlich übereinstimmend mit einem schon längst bekannten aus dem Jahre 1526, bei dem über der Vorrede nicht nur ‚J. S.‘, sondern ‚J. Sperati‘ stand, und das in der Forschung den Namen ‚Speratusbuch‘ trug. Hatte man sich schon vergeblich nach dem Auffinden eines J. Speratus bemüht, zumal der bekannte Mann ja eben P a u l heißt, so ließ der Rostocker Fund des Buches von 1525 mit den Buchstaben ‚J. S.‘ die Frage aufkommen, ob das ‚J. Sperati‘ nicht eine fehlerhafte Erweiterung des Druckers sein könnte, der mit dem ‚J. S.‘ nichts anzufangen wußte. Nun, Prof. Bachmann machte einleuchtend, daß das ‚J. S.‘ in dem Rostocker Druck niemand anders als ‚Joachim Slüter‘ sei, dessen hymnologische und liturgische Betätigung im übrigen ja durch den Fund von 1857 mit dem Gesangbuch von 1531 und auch durch die Schilderung Gryses über jene uns leider nicht mehr verfügbare liturgische Schrift vom März 1531 u. a. bezeugt war.

Als dies deutlich war, fiel nun auch plötzlich neues Licht auf den niederdeutschen Katechismus von 1525 (A b b. 2). Gesangbuch und Katechismus dieses Jahres hatten eines gemeinsam: In beiden Büchern sind eine Fülle von Schriftstellen am Rande verzeichnet. In der Vorrede zum Gesangbuch erwähnt Slüter ausdrücklich, daß er die Schriftstellen herausgesucht habe, um deutlich zu machen, daß die Lieder schriftgemäß seien. 1525 war Slüter einziger evangelischer Prediger in Rostock. Die Vermutung lag nahe, daß er auch den Katechismus herausgegeben hatte.

Daß die Abfassung nicht auf ihn zurückging, war längst bekannt. Es handelte sich um die fast wörtliche Wiedergabe der sogenannten Kinderfragen der böhmischen Brüder, 1524 in Magdeburg in niederdeutscher Ausgabe erschienen. Slüter übertrug sie in den hansischen Dialekt und fügte die Schriftstellen dazu und brachte einige weitere Änderungen an.

Damit war gegen Ende des 19. Jahrhunderts deutlich, daß von Joachim Slüter das erste niederdeutsche Gesangbuch 1525 herausgegeben worden war, dazu 1531 jenes schon erwähnte zweiteilige Buch, das später dann unter dem Namen ‚dat Dubbelde Gesangbook‘ bekannt blieb. Auch die Verbindung zum Katechismus war erkennbar. Was jedoch war mit dem Gebetbuch von 1530 (A b b. 3), das dem Gesangbuch von 1531 in Lüneburg angebunden war? Schon 1855 hatte Wackernagel in seiner Bibliographie eine Ausgabe von 1526 beschrieben. Das Buch von 1530 erwies sich als eine

¹²⁾ Bedebokelyn nye vth der hyllighen schryfft . . . bei Ludwig Dietz in Rostock am 7. Okt. 1530 erschienen. — 1 Ex. in der Bibliothek in Lüneburg.



Abb. 2: Titelblatt des Katechismus von 1525

veränderte und z. T. vermehrte Ausgabe des Buches von 1526. Über den Herausgeber äußerten sich weder Wackernagel noch Bachmann. Ernst Haack rechnet 1900 in Meusels Handwörterbuch das Gebetbuch zu den Schriften Slüters. Dabei bleibt es dann auch bei Cohrs in WA 10,2, Abtlg. 1 in der Abhandlung über Luthers Betbüchlein und bei Paul Althaus d. Ä. in den Forschungen zur ev. Gebetsliteratur (1914, veröffentl. 1927). Ein Nachweis über Slüters Urheberschaft wurde von den genannten Forschern nicht geführt. Es galt daher, die Vermutung nun auch zu erhärten. Das geschah in einer Arbeit über ‚Joachim Slüters Schrifttum‘ 1967¹³⁾.

¹³⁾ Bosinski, G., a.a.O. (s. Anm. 5), S. 166 ff.

Was ist das Besondere der Schriften Slüters?

a) Das niederdeutsche Gesangbuch von 1525¹⁴⁾ weist, abgesehen von der schon genannten Besonderheit der Schriftstellen u. a. jene auf, daß das ganze Buch nach liturgischen Gesichtspunkten geordnet ist. Es ist mit seinen 54 Liedern bei weitem stärker als die Gesangbücher jener Jahre. Es vereinigt den Liederreichtum der Bücher aus Wittenberg und Erfurt einerseits und aus Süddeutschland, besonders Nürnberg, andererseits.

Schließlich finden wir den Schlüssel, wie Slüter wohl auf den Gedanken kam, Schriftstellen am Rande anzubringen:

In diesem Gesangbuch erscheinen die Lieder der ersten Liedsammlung überhaupt, die des ‚Achtliederbuches‘ von 1523/24, und zwar zwei Lieder des Speratus, mit den Schriftstellen, mit denen sie Speratus versehen hat. Eine Reihe von Liedern wurde vor der Drucklegung von 1525 bekannt. Als Buch ist dies jedoch das älteste niederdeutsche Gesangbuch.

b) Für den Katechismus von 1525¹⁵⁾ ist wichtig, daß Slüter gerade jene Übersetzung ins Niederdeutsche für seine Übertragung wählte, die von allen bekannten Ausgaben der Kinderfragen um 1522 die deutlichste lutherische Prägung erhalten hat. Zudem hat Slüter sie im Unterschied zu seiner Vorlage für alle ‚Christgelouigen minschen‘ und nicht nur für Kinder bestimmt. Das kommt besonders auch durch die Schriftstellen am Rande zum Ausdruck, die sich immer auf den Zusammenhang der Fragen und Antworten beziehen. Im übrigen geht es um Fragen des Glaubens an Christus, um die Werke, um die Verehrung der Heiligen, kurz um Fragen, die eben zur Klärung evangelischer Haltung von der Schrift her beantwortet wurden.

c) Mit dem Gebetbuch von 1526/30¹⁶⁾ ist es eigentümlich gegangen. Eine kritische Überbewertung vorreformatorischer gereimter Stücke in dem umfangreichen Buch hinderte P. Althaus d. Ä. offenbar daran, den besonderen Wert des Gebetbuches zu sehen, der nun gerade darin besteht, daß eine Fülle reformatorischer Quellen, vor allem auch Luthers ‚Betbüchlein‘ benutzt werden und gottesdienstliche Ordnungen dargeboten werden, die eindeutig über die Gestaltung der Gottesdienste in der Petrikirche bald nach Slüters Beginnen (also nach 1523) Kunde geben. Merkwürdigerweise fußten die mecklenburgischen Forscher wie Schmaltz und Gaethgens so sehr auf Althaus, daß sie sein abwertendes Urteil über ‚die Reimschmiede‘ übernahmen und ihnen so die Wichtigkeit des Gebetbuches als einer Art Laiendogmatik entging. Dies ist es aber im Blick auf die vielen Stücke, die sich mit Fragen des Glaubens und Lebens beschäftigen. Zudem bietet es eine Fülle von gottesdienstlichen Ordnungen. Auch hinsichtlich Slüters selbst ist das Buch aufschlußreich: Es enthält Ausführungen von ihm, die bislang nicht nur nicht bekannt waren, sondern als die einzigen dieser Art von ihm zu gelten haben, wenn wir von jener Schrift absehen, die verloren gegangen ist. Ja, es ist möglich, von der Inhaltsangabe Gryses her, allerlei über den Inhalt der verlorenen Schrift anhand der Themen im Gebetbuch, besonders von Messe und Meßopfer, zu sagen. Schließlich sei noch erwähnt, daß das Gebetbuch einige Lieder enthält, die offenbar sogar vor dem Gesangbuch von 1525 in der Petrigemeinde gesungen wurden und die augenscheinlich von Slüter bearbeitet sind oder gar von ihm stammen.

d) Das Gesangbuch von 1531¹⁷⁾ stellt sich von vornherein als Slüters Arbeit vor. Mit seinen 113 Liedern ist es ungewöhnlich reich. Auch bei diesem Buch fällt der liturgische Sinn in der Zusammenstellung des 2. Teiles, also von Slüters eigenem Ge-

14) Siehe hierzu bes. Bosinski, G. ‚Joachim Slüter und das erste niederdeutsche Gesangbuch‘ in Herbergen der Christenheit, Berlin 1965, S. 34 ff. und in Diss. 1967 (s. Anm. 5), S. 23 ff.

15) Vgl. Bosinski, Diss. 1967, S. 75 ff.

16) Vgl. Bosinski, a.a.O. (Diss. 1967), S. 97 ff.

17) Vgl. Bosinski, a.a.O. (Diss. 1967), S. 218 ff.



Abb. 3: Titelblatt des Gebetbuchs in der Ausgabe von 1530
Ausgabe 1526 ausgelagert

sangbuch, ins Auge. Zudem aber werden wiederum gottesdienstliche Ordnungen angefügt, für die ‚Dudesche Misse‘ und für das Stundengebet. Für die heutige Forschung ist wichtig, daß der erste Teil von Slüters Buch, der sich selbst als Sammlung von Martin Luther vorstellt und so auch von Slüter in seiner Vorrede bezeichnet wird, in der Tat die Wiedergabe des 1529 bei Joseph Klug gedruckten Gesangbuches des Reformators ist. Das ist nun insofern besonders wichtig, als die erste Ausgabe verschollen ist. Nun wird in der Forschung vertreten, daß das Gesangbuch von Rauscher (1531, Erfurt) wortgetreu das Klugsche Gesangbuch von 1529 wiedergebe, so Lucke in WA 35, oder es wird die Meinung vertreten, daß die 2. Auflage des Klugschen

Gesangbuches von 1533 der ersten gleich sei, so K. Ameln. Ein genauer Vergleich der drei Bücher, Rauscher, Klug 1533 und Slüter 1531 macht deutlich, daß der 1. Teil von Slüters Buch das ist, was er zu sein vorgibt: die wortgetreue — allerdings niederdeutsche — Wiedergabe von Luthers Buch — also von dem Klugschen Gesangbuch von 1529 (A b b. 4 u. 5).

Freilich hat das Buch Slüters keine Noten, aber die Texte und die Anordnung, abgesehen von einem kleinen offenbar drucktechnischen Versehen bei Slüters Buch, entsprechen der Weise, wie sie bei Klug 1529 zu finden war.

Während der Katechismus und das Gesangbuch von 1525 im Norden nicht wieder aufgelegt wurden, hat das Gesangbuch von 1531, dem augenscheinlich das Gebetbuch angebunden war und blieb, in einer Fülle von Auflagen bis gegen Ende des Jahrhunderts im ganzen niederdeutschen Raum weite Verbreitung gefunden. Man kann sagen, daß die Liedsammlung Slüters weithin das Gesangbuch bei der niederdeutsch sprechenden Bevölkerung war und blieb, und daß die Fragen zu Glauben und Leben in der Gestalt des Gebetbuches Erörterung und Beantwortung fanden.

3.

Wer war der Mann, dessen Weg und Werk so eng mit dem Lauf der evangelischen Bewegung in Rostock in den Jahren 1523—1531 verbunden ist?

Aus Gryses Angabe im Bericht über die letzten Lebenstage Slüters aus dem Frühjahr 1532 entnehmen wir, daß er ‚nicht vele auer 40. jar gekamen‘¹⁸⁾, Slüter muß also etwa 1490 geboren sein. Er trug den Namen seines Stiefvaters; der Vater Kutzker, Fährmann von Beruf, war gestorben.

Gryse nennt Slüter ‚Lutheri Discipel‘¹⁹⁾. Nun weist aber die Wittenberger Matrikel Slüters Namen nicht auf. Vielleicht wollte Gryse auch nur zum Ausdruck bringen, daß Slüter, durch das Studium von Luthers Schriften dessen Schüler geworden sei. Daß Slüter Luthers Schriften kannte und vermittelte, berichtet Gerd Oemeke (s. o.).

Der erste feste Punkt für uns ist das Jahr 1518, in dem er also etwa 28jährig in Rostock immatrikuliert ist. Da er als ‚D o m i n u s Joachim Sluter‘ eingeschrieben ist, muß er kirchliche Weihen besessen haben²⁰⁾. In einer Disputationsaufforderung von 1525 wird Slüter mit ‚baccalaureus decretorum‘ angesprochen. Das setzte aber ein dreijähriges juristisches Studium voraus, dem wiederum ein vierjähriges in der ‚Artistenfakultät‘ (heutige philosophische Fakultät) vorausging, das mit der Erwerbung des Magistergrades schloß. Diesen Titel führte Slüter in der Tat. Gryse bezeichnet ihn häufiger als ‚Magister Jochim‘.

Als Slüter 1521 die Aufgaben eines ‚Schulmeisters‘ an der Petrischule übertragen wurden, waren die Studien abgeschlossen. Wo er jedoch vor 1518 war, ist bis jetzt nicht deutlich.

a) Für seine Tätigkeit als Kaplan seit dem Jahre 1523 wird ausdrücklich erwähnt, daß Herzog Heinrich von Mecklenburg ihn nach dort gebracht habe. Man wird vielleicht den Einfluß Konrad Pegels vermuten dürfen, der 1521 in Wittenberg studierte und Erzieher des Herzogssohnes Magnus wird²¹⁾.

Mit diesem Jahr 1523 scheint Slüter als evangelischer Prediger in Rostock allein zu stehen, denn die gleichgesinnten Männer, Sylvester Tegetmeyer und Stephan Kempe, verlassen Rostock. Jener geht 1522 nach Riga und wird Gehilfe des dortigen Reformators Knöpken. Kempe kommt 1523 nach Hamburg und wird dringlich zum Prediger dort begehrt.

¹⁸⁾ Gryse, a.a.O., Bl. J 3.

¹⁹⁾ Gryse, a.a.O., Bl. C 3.

²⁰⁾ Vgl. v. Walter, Die Reformation in Rostock, in ‚Das evgl. Rostock‘, Rostock 1931, S. 25 f.

²¹⁾ Vgl. K. Koppmann, Geschichte der Stadt Rostock, Rostock 1887, S. 120.

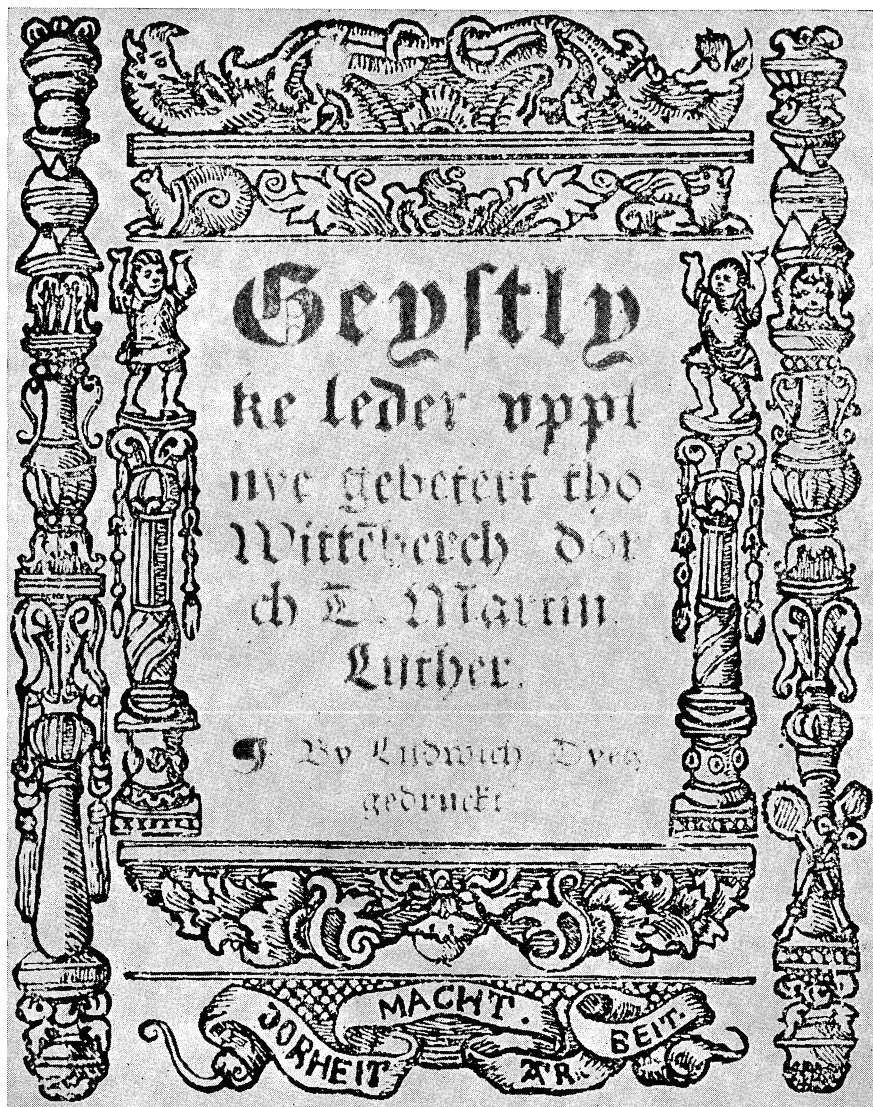


Abb. 4 Titelblatt zum 1. Teil des Gesangbuchs von 1531
 (= Inhalt des Klugschen Gesangbuchs von 1529)

Slüter hat sogleich 1523 mit der evangelischen Predigt begonnen und offenbar nach dem Vorschlag von Luthers lateinischer evangelischer Messe (vgl. *Formula missae . . . 1523*²²⁾ die erste niederdeutsche Meßordnung mit Abendmahl in beiderlei Gestalt eingeführt und auch niederdeutsche Ordnungen für die Stundengebete besorgt. Zwar kennen wir diese Ordnungen erst durch die Ausgabe des ‚Ghebedokelyn‘ vom Februar 1526, doch wurden sie sicher schon vor der Herausgabe des Gesangbuchs von 1525 gebraucht, da nämlich in Slüters Ordnungen niederdeutsche

²²⁾ Vgl. hierzu Bosinski, Diss. 1967 (s. Anm. 5), S. 292 ff.

Liedstrophen begegnen, die er sicher nicht gebraucht hätte, wenn er schon die entsprechenden Verse aus Luthers Liedern gekannt hätte. Es scheint so, als wenn er nicht nur zur Gottesdienstordnung durch die lateinische Schrift von 1523 angeregt wurde, sondern auch entsprechend Luthers Aufforderung Lieder herausgab bzw. z. T. selbst dichtete, resp. Vorlagen in Prosa wie in den Lobgesängen und den Bußpsalmen in Reim brachte²³⁾.

Er gab anstelle der im Schwange befindlichen vorreformatorischen Gebete seinen Gemeindegliedern evangelisch geprägte und konnte erfahren, daß die Gemeinde sich schnell darin einlebte: Als er nämlich diese Formen durch bessere ersetzen will, bitten ihn die schlichten Christen, sie ihnen doch zu lassen. Als Slüter diese gereimten Gebete im Gebetbuch 1526 u. 1530 veröffentlicht, entschuldigt er sich, er bringe die Dinge ‚ymme der swacken und kranken‘²⁴⁾ willen. Zu den vielfältigen Ordnungen und Hilfen kam dann schon 1525 der Katechismus in Gestalt der niederdeutsch geprägten und nun für die Erwachsenen ‚Christgelouigen‘ bestimmten Kinderfragen und zu gleicher Seite das Gesangbuch mit 54 Liedern und einigen biblischen Stücken (s. Abb. 2).

Ob außer den gottesdienstlichen Ordnungen, die das Gebetbuch vom Februar 1526 bringt, 1524 auch schon Stücke aus Luthers Betbüchlein der Gemeinde vermittelt wurden, ist nicht zu sagen, vielleicht aber zu vermuten, denn das Betbüchlein erscheint schon 1522, und eine niederdeutsche Ausgabe aus Hamburg kommt dort schon 1523 heraus.

Jedenfalls war die Anhängerschaft Slüters bis Sommer 1525 sehr gut unterrichtet über alles, was zum evangelischen Glauben gehört.

Man wird an die intensive Arbeit Slüters denken können, wenn im Sommer 1525 auf einem Hansetag bei der Verurteilung der ‚Martinisten‘ der Rostocker Vertreter ganz besonders scharfe Worte findet²⁵⁾.

In der Tat, Slüter, dessen große Anhängerschaft im schlichten Volk von Anfang an bezeugt ist, stand inmitten vieler Gegner. Da war der Rat der Stadt, da war die Priesterschaft, allen voran der bischöfliche Offizial Michaelis, da waren die Klöster, da war die Universität.

Man würde allerdings fehlgehen in der Meinung, daß das geistliche Leben in Rostock am Boden gelegen hätte²⁶⁾. Es gab hervorragende Vertreter des Humanismus, es gab in den ‚Michaelsbrüdern‘ Männer, die in ihrer Druckerei Ausgezeichnetes leisteten. Es gab Frömmigkeitsbestrebungen verschiedener Art. Natürlich war all dies so geprägt, daß eine an der Schrift orientierte Verkündigung andere Wege zeigte. Es ist nicht so, daß ein Mann wie Slüter zum Kampf antrat um des Kampfes willen oder gar im Sinne hatte, die Kirche zu zerstören. Ganz im Gegenteil: Als rechter Schüler Luthers hat Slüter gelernt, daß das Wort Gottes alleinige Richtschnur für Glauben und Leben ist. Darum allein ging es ihm.

Der Katechismus greift mit seinen Fragen und Antworten zum Glauben, zu den Werken, zur Heiligenverehrung, mitten hinein in die Fragen um die Gestaltung der Frömmigkeit. Alles, was irgend nach Verdienstgedanken aussieht, wird ausgeschlossen. Die Werke ‚don gentzliken nichts to der salicheyt / de geloue moth lutter reyne vnde vnuormenget blyuen . . .‘²⁷⁾ Die Angabe der Schriftstellen am

²³⁾ Siehe Bosinski, Diss. 1967, S. 281 ff. — Auf die Lieder an sich — ohne Beziehung auf Slüter — hatte schon Wackernagel, Kirchenlied . . ., Bd. 3, Leipzig 1870, S. 570 ff. aufmerksam gemacht.

²⁴⁾ Vgl. Slüter, Bedebokelyn, Bl. Kvj.

²⁵⁾ Siehe Hanserecesse v. 1477—1530. VIII. Leipzig 1910, IX. München und Leipzig, 1913 zum Jahr 1525.

²⁶⁾ Verdienstvoll hat sich zu diesem Zusammenhang E. Schnitzler geäußert: ‚Das geistige und religiöse Leben Rostocks am Ausgang des Mittelalters, Berlin 1940.‘

²⁷⁾ Faksimile-Ausgabe des Katechismus angeschlossen der von Wiechmann-Kadow 1858 besorgten Faksimileausgabe ‚Joachim Slüters ält. rost. Gesangbuch‘, Schwerin 1858, Bl. Aijf.



Abb. 5 Titelblatt des 2. Teiles des Gesangbuchs von 1531
(Zusammenstellung von Slüter)

Rande des Katechismus und des Liederbuchs von 1525 hat nicht nur den Sinn, die Schriftgemäßheit den Gegnern gegenüber zu verdeutlichen sondern eben auch die Aufgabe, hilfreich den Weg in die Schrift den ‚werklüden‘ zu zeigen²⁸⁾. Ganz offenbar hat Slüter an schlichte Leute gedacht. Er spricht von den ‚werklüden‘,

²⁸⁾ Vgl. Vorrede zu ‚Eyn gantz schone vnde seer nutte gesangk boek . . . ‚, Bl. Aij. — Einziges — nicht ganz vollständiges — Expl. Universitätsbibliothek Rostock. Die Vorrede übersetzt vgl. Bosinski, Joachim Slüter und das erste niederdeutsche Gesangbuch — siehe Anm. 14 — 42 f.

an anderer Stelle betont er, daß es schwer gewesen sei, den ‚entuldigen‘ die Lieder beizubringen. Auch Gryse spricht bei den Gefolgsleuten von ‚börgern vnd handwerkslüden‘. Die Gegner sagen spöttisch, daß ‚die progerye‘²⁹⁾, d. h. die ‚Pracherer‘, die Bettler, bei Slüter zu finden seien. Wahrlich ein unverdächtiges Zeugnis dafür, daß die Bewegung das Volk erfaßt hatte.

Wenn Slüter über sein Haus schreibt: ‚Gades Wordt blyfft in Ewicheyt‘³⁰⁾ und wenn das auch wie ein Thema über dem Katechismus steht und sich auch durch das Gebetbuch zieht, dann wird sichtbar, daß Slüter wie Luther, ja alle Reformatoren, nichts anderes im Sinne hat, als die Kirche vom Wort Gottes her zu erneuern.

Von daher kommt nun aber auch ein neues, ja das ursprüngliche Verständnis des Gottesdienstes.

Wo sind die Schriftworte, die die lateinische Messe mit dem Meßopfer und dem Abendmahl in einerlei Gestalt stützen? Es gibt sie nicht³¹⁾. Mit oft drastischen Worten macht Slüter im Gebetbuch im Zusammenhang mit der Darbietung der Gründonnerstagsmesse deutlich, daß die wirkliche ‚Mysse‘ das ‚Testament‘ Christi sei mit der Darreichung in beiderlei Gestalt.

b) Man kann sich für die Jahre 1524/1525 ausmalen, welche unerhörte Bedeutung es hatte, wenn die schlichten Christen der Petrikerche und dazu viele aus der ganzen Stadt nicht nur zu den niederdeutsch gehaltenen Stundengebeten kamen, sondern zur ‚düdischen Misse‘ mit dem Sakrament in beiderlei Gestalt.

Die Thesen, die der Kaplan Antonius Becker für eine Disputation im Sommer 1525 aufstellte, machen deutlich, wo man sich getroffen fühlte³²⁾: Slüter soll sich verantworten zum Verständnis der Messe und warum er nicht bei den Sprachen bleibe, in denen die Messe gehalten werden müsse. Die Disputation wurde vom Rat verboten, aber eine eigentümliche, offenbar sarkastisch gemeinte Antwort Slüters ist erhalten, in der er auf die Schrift verweist und darauf, daß zwar die Apostel ihre Sprachen gesprochen hätten, daß aber heutzutage, so ist zu ergänzen, die jetzigen Sprachen gelten müßten.

Wenn im Herbst des gleichen Jahres 1525 sich der Offizial Michaelis beim Herzog über Slüter beschwert, daß dieser hetze und Unruhe stifte, so ist es keineswegs nötig, an besondere Unternehmungen zu denken, bei denen Slüter etwa Aufruhr gepredigt hätte. Im Gegenteil, Gryse berichtet von einem späteren Zeitpunkt, daß Slüter seine Anhänger davon abgehalten habe, die Klöster zu stürmen etc. Nein, es genügte völlig, was da in den Gottesdiensten, ausgelöst durch die Schriften geschah: die völlige Umprägung der Förmigkeit, der Mittelpunkt geistlichen Lebens in den neuen niederdeutschen Gottesdiensten, mit Slüter als ‚der vorsamm-linge Prediger‘ und nicht als ‚Missepape‘. Das alles bedeutete Unruhe genug für diejenigen, die an der alten Weise festhielten!

Für den Herzog war eine Anschuldigung gegen Slüter nur stichhaltig, wenn sie mit Aufruhr begründet wurde. Kurz, Gryse erwähnt, daß Slüter für $\frac{3}{4}$ Jahr die Stadt habe verlassen müssen, offenbar also von Spätherbst 1525 bis Sommer 1526. Wahrscheinlich hat ihn der Herzog einige Zeit aus der Schußlinie nehmen wollen, denn es heißt dann ausdrücklich, daß er ihn wieder eingesetzt habe³³⁾.

Inzwischen ist die Bewegung nicht zurück, sondern weitergegangen. Äußerlich ist es bedeutsam, daß mit 1526 der Syndicus Oldendorp nach Rostock kommt, ein evangelisch gesonnener Mann.

²⁹⁾ Gryse, a.a.O., Bl. E 3a.

³⁰⁾ Gryse, a.a.O., Bl. E 2b.

³¹⁾ Bedebokelyn, Bl. Lvjf, s. b. Bosinski, Diss. 1967, S. 125 ff.

³²⁾ These I Missa non est testamentum, ut Lutherus fingit . . . , VIII Missa non celebrabitur rite satis et reverenter, nisi triplice lingua . . . , hebraica, grecanica et latina, s. b. Serrius, a.a.O., S. 122 und 125.

³³⁾ Gryse, a.a.O., D 2.

Aber wichtiger war, daß die Gemeinde zu Slüter hielt, und das war offenbar der Fall. Es wird berichtet von stark besuchten Gottesdiensten, die im Sommer neben der Petrikirche stattfanden, wo dann Slüter seinen ‚Predigtstol‘ unter der Linde stehen hatte³⁴⁾. Es heißt aber auch, daß sich seine Freunde unerschrocken für ihn einsetzten, als er überfallen ward. Es wird weiter berichtet, daß die evangelische Gemeinde nicht in Verlegenheit kommt, wenn bei einem Begräbnis der Chorgesang versagt wird: Dann ziehen Handwerksgesellen vorauf und singen ‚düdische Psalmen‘³⁵⁾. Wie sehr die Lieder bekannt wurden und wirklich erklangen, geht auch aus Verballhornisierungen durch die Gegenseite hervor. Gewiß, es gab schon vor der Reformation niederdeutsche geistliche Lieder, aber sie wurden auf Prozessionen und nicht im Gottesdienst gesungen. Es ist von großer Bedeutung, wie auf mannigfache Weise die Gemeinde in die gottesdienstliche Handlung mit hineingenommen wird.

Allmählich kommen auch Angehörige der ‚vornehmen Geschlechter‘ zu Slüters Gottesdiensten. Der alte Bürgermeister Gerdes³⁶⁾ wird später erzählen, wie er als Junge seinem Vater, dem Ratsherrn Gerdes, in der Frühe geleuchtet hat, wenn dieser zu Slüters Frühgottesdiensten ging. Gryse berichtet, wie vornehme Frauen allerlei auszustehen hatten, wenn sie sich zur Gemeinde Slüters hielten³⁷⁾.

Doch die Bewegung war nicht aufzuhalten, gerade weil sie nicht irgendwie mit Gewalt einherging, sondern in geistlicher Weise aus der Fülle der Schriffterkenntnis Hilfen in reichem Maße erhielt.

Da ist ganz besonders das Gebetbuch zu nennen, das auf alle strittigen Fragen, aber eben auch auf alle evangelische Lebensart prägenden Dinge eingeht.

Im Jahr 1528 kann Slüter schon von Gleichgesinnten unter den Geistlichen reden. Es mag ihn besonders bewegt haben, daß jener Antonius Becker gekommen ist, der ihn noch 1525 erledigen wollte. Aber da ist auch Paschen Gruwel aus Warnemünde und schließlich vor allem der Lesemeister der Franziskaner, Valentin Korte.

Dennoch bringt das Jahr 1528 noch Bitteres: Der Rat schlägt Slüter die Eheerlaubnis ab, und der Brautvater stimmt deshalb der Trauung nicht zu. So heiratet Slüter ein anderes Mädchen ohne Erlaubnis des Rates. Noch einmal soll Slüter zu einer Disputation genötigt werden, aber auch diese kommt nicht zustande, offenbar wiederum auf Befehl des Rates, was Slüter nur recht war³⁸⁾.

Aber 1528 ist auch das Jahr, in dem in Hamburg die Reformation zum Siege kommt. Es wird nicht lange dauern, dann ist es auch in Lübeck soweit, wengleich die Prediger Wilms und Walhoff noch ernste Zeiten durchzumachen haben. 1530 ist alles überstanden. Bugenhagen kommt, um die Ordnung für die Kirche zu bearbeiten.

Im Oktober 1530 erscheint die 2. Auflage von Slüters Gebetbuch und wenige Monate später, im März 1531, das Gesangbuch, das im 1. Teil Luthers Buch bringt und im 2. viele Lieder aus Slüters Buch von 1525 aufnimmt, aber noch vermehrt, und dazu gottesdienstliche Ordnungen aus Nürnberg³⁹⁾.

³⁴⁾ Gryse, a.a.O., D 2b.

³⁵⁾ Gryse, a.a.O., Bl. E 3, s. a. Bosinski, Joachim Slüter und das erste niederdeutsche Gesangbuch . . ., S. 59.

³⁶⁾ Siehe Bacmeister, Historia Eccl. Rost. b. Westphalen, Monumenta inedita, Leipzig 1739 ff., I. Sp. 1554.

³⁷⁾ Gryse, a.a.O., Bl. E 4.

³⁸⁾ Anstifter beider beabsichtigten Disputationen — 1525 und 1528 — war offenbar Barthold Moller. Es ist bezeichnend, daß Slüter sich den Anordnungen des Rates gefügt hat.

³⁹⁾ Siehe den schönen von Wiechmann-Kadow besorgten Faksimile-Druck von 1858 — Anm. 27 o.-Bl. Pv ‚De dudesche Vesper‘, de dudesche Metten Qiiijb . . . ‚De dudesche Misse‘, Bl. Rvff.

c) Die Dinge sind mit dem verrinnenden Jahr 1530 in ein entscheidendes Stadium getreten. Einer sehr vorläufigen Ordnung des Rates in Ceremonien von Ende Dezember 1530, die keineswegs befriedigen konnte, folgte Ende März nach schwierigen Verhandlungen mit beiden Seiten, mit der Priesterschaft und den evangelischen Predigern, eine neue Ordnung, die aber die Priesterschaft nicht anzunehmen geneigt ist. In dieser Ordnung dürften Grundsätze wiederklingen, die Slüter im Auftrage der Predikanten am 10. März in einer Schrift niedergelegt hatte, deren Inhalt wir leider nur durch Gryse kennen, die dann gedruckt, aber nun leider verschollen ist.

An einer einzigen Stelle entdecken wir ein gewaltsames Vorgehen des Volkes, als nämlich 250 Mann am 1. April 1531 zum neuen Rathaus ziehen, um durchzusetzen, daß in der Marienkirche evangelische Messe von den dortigen Geistlichen gehalten werden sollte⁴⁰⁾.

Es ist nur eine vorsichtige Andeutung, daß das Volk imstande ist, sich Gehör zu verschaffen. Die Menge ist bald beruhigt. Rostock begeht den 1. April 1531 als Sieg für die Reformation, wenngleich noch mancherlei zu tun blieb.

d) So sicher es ist, daß im Laufe des Jahres 1531 bis zum Herbst die evangelische Messe, d. h. ohne Meßkanon und mit Darreichung des Sakramentes in beiderlei Gestalt, überall gehalten wurde und somit die Reformation sich durchgesetzt hatte, so sicher ist es, daß es zwischen den evangelischen Predikanten Meinungsverschiedenheiten gab gerade hinsichtlich der Messe⁴¹⁾. Gryse berichtet von einer Verhandlung zwischen Slüter einerseits und den andern Predikanten andererseits. Slüter war der Meinung, daß in allen Gottesdiensten nur die niederdeutsche Sprache gebraucht werden sollte, während Korte und die andern Prediger auch lateinische Formen verwenden wollten, insonderheit die lateinischen Psalmen für die Schüler. Sie konnten sich dabei durchaus auf Luther und Bugenhagen stützen, die der lateinischen Sprache in der Liturgie Raum gaben. Für Slüter war das um der Gemeinde willen eine Grundsatzentscheidung. Er wollte nicht, daß das Verständnis des Wortes Gottes irgendwie bei dem schlichten Christen durch die fremde Sprache beeinträchtigt würde.

Es hat darüber im Sommer 1531 Verhandlungen mit Bugenhagen in Lübeck gegeben. Korte und Slüter waren unabhängig voneinander dort⁴²⁾. Offenbar muß trotz der Übereinkunft die Sache wieder aufgebrochen sein, denn im Herbst 1531 bittet der Rat der Stadt die Reformatoren⁴³⁾ Luther, Melancthon und Rhegius um ein Gutachten gegenüber einem Prediger, der Zwist verursache. Der Name des Predigers wird nicht genannt, aber es ist deutlich, daß er einen großen Anhang hat. Offenbar fürchtet man seinen Einfluß und glaubt ihm nur so begegnen zu können, daß man die Autorität der Reformatoren ins Feld führt. Es ist darüber gerätselt worden, welcher Prediger das wohl gewesen sein möchte. Es ist keine Frage, daß es sich um Slüter handelt⁴⁴⁾. Hinsichtlich der Sprache, dem wichtigsten Punkt neben der Frage nach der Privatbeichte, gab es nur einen, der so dachte, nämlich Slüter. Bugenhagen erwähnt das auch, möchte es aber nicht für möglich halten, daß Slüter trotz des Gespräches mit ihm nun der Anlaß für die Anfrage des Rates sei. Bei Luther ist es eindeutig: Er spricht von dem Mann, der bei Bugenhagen gewesen sei, also wußte durch irgendeinen Wink, daß es Slüter war.

Nach der Schilderung jener Verhandlung zwischen den Predikanten unter dem Vorsitz Oldendorps steht Slüter allein auf der einen Seite. Sein großer Einfluß im

⁴⁰⁾ Koppmann, a.a.O., S. 137.

⁴¹⁾ Gryse, a.a.O., Bl. J 1, s. a. Koppmann, a.a.O., S. 143 f. zum ganzen Zusammenhang: Bosinski, G.: Joachim Slüter und Martin Luther — Aufsatz f. Herb. d. Christenheit 1968 in Vorbereitung.

⁴²⁾ Vgl. Gutachten Bugenhagens vom Nov. 1531 an den Rat der Stadt Rostock, abgedr. in Mecklbg. Jb., Bd. 24, S. 143 ff., s. a. Koppmann, a.a.O., S. 138 f., v. Walter, a.a.O., S. 39 f.

⁴³⁾ Koppmann, a. a. O., S. 144

⁴⁴⁾ Vgl. s. Anm. 41.

Volk war bekannt und dürfte in der Entwicklung der Bewegung, die allmählich für alle Leute, die einst fernstanden, hoffähig geworden war, durchaus nicht immer erwünscht gewesen sein.

Es ist nicht schwer, sich vorzustellen, wie die Gottesdienste in Rostock 1531 gehalten wurden: In allen Kirchen untermischt mit lateinischen Formen und in Petri nur niederdeutsch in allem und jedem.

Slüter hat mit der niederdeutschen Sprache das Volk erreicht. Es ist die Frage, ob man gut beraten war, als man doch auch lateinische Formen über Jahrhunderte in den Gottesdiensten beließ⁴⁵⁾. Von einer Erörterung der anderen anstehenden Fragen wie der Beichte sehen wir im Augenblick ab. Die Frage der Sprache war am meisten einschneidend.

Luther hat, für uns schwer verständlich, den Rat gegeben, den Mann unter Umständen ziehen zu lassen⁴⁶⁾. Nun, Slüter blieb in Rostock und ein Brief des Herzogs vom Januar 1532 spricht ihn freundlich an⁴⁷⁾. Man wird annehmen können, daß Slüter von den Voten der Reformatoren, bei denen das von Bugenhagen besonders eingehend ist, beeindruckt war.

Nun, es sollte ohnehin keine Zeit mehr bleiben für Auseinandersetzungen. Gryse berichtet, daß Slüter vergiftet worden sei und nach mühseligen Wochen am 19. Mai 1532 gestorben sei⁴⁸⁾.

Auf dem Grabstein steht es ebenso zu lesen, und auch eine Inschrift von 1598 behauptet es. Es ist hier nicht der Ort, dem Für und Wider nachzugehen. Bei der exponierten Stellung, die Slüter hatte, mag sich bei seinem verhältnismäßig frühen Tod die Legendbildung bald eingestellt haben. Nachforschungen über Gerichtsproto-



Slüterdenkmal an der Petrikerche (1862), 1967 erneuert. Davor liegt die Grabplatte

⁴⁵⁾ So die ‚Ordening der Mysse‘ von 1540/45 und die Mecklbg. Kirchenordnungen 1552/1602/1650.

⁴⁶⁾ Luthers Gutachten s. b. Serrius, a.a.O., S. 129, vgl. WA ‚Briefe, Bd. 6, S. 223 ff.‘ ... wo er sich nicht bessern will, ... daß ihr ihn ... ziehen lasset ... und hierinnen nicht scheuet den Anhang des gemeinen Volkes‘.

⁴⁷⁾ Brief Herzog Heinrichs an Slüter vom 26. I. 1532 ‚Dem Werdigen unserm lieven andechtigen Magister Jochim Slüter, Prediker tho Sunte Peter in unßerer Stadt‘ bei Schnell, Heinrich V. i. Schr. d. Ver. f. Ref. gesch., Halle 1902, S. 17.

⁴⁸⁾ Gryse, a.a.O., Bl. J 3f.

kolle haben zur Sache nichts erbracht. In der Forschung ist bis heute die Frage eigentlich offen.

Man wird nicht übersehen dürfen, daß in den spannungsvollen Wochen des März 1531 in einem Schreiben des Offizials Michaelis höhnisch von Slüter steht ‚he agonizeret uppe dysser stunde‘. So war Slüter damals krank. Vielleicht hatte er ein Leiden, weshalb ihm im November 1531 Joachim Schröder als Gehilfe gegeben wird.

Gryse erwähnt, daß Slüter unter großen Mühen bis in die letzten Tage vor seinem Tode gepredigt habe und daß er den Propheten Amos ausgelegt habe und bis zum 4. Kapitel gekommen sei ⁴⁹⁾.

e) Joachim Slüter war nach seinem Wirken und seinen Schriften zu urteilen eine geistlich klar geprägte Persönlichkeit. Er war kein Unruhestifter, sondern wollte die Erneuerung der Kirche genau daher, von wo sie allein immer nur geschehen kann: vom Worte Gottes her. Daß dieses immer rein und verständlich dargeboten werden müsse und hilfreich für den schlichten Menschen, das war ihm allerdings ein unaufgebbarer Grundsatz. Darin war er den andern Predikanten bestimmt kein ‚bequemer Bruder‘.

Fast scheint es so, daß von dieser Seite her sein Andenken nicht besonders gepflegt wurde, ganz zum Unterschied vom Volk, das das Gedächtnis an den ‚Meister Jochim‘ noch solange bewahrte, daß gar 60 Jahre später Nicolaus Gryse von dem Zeugnis der Alten seinen Bericht zusammenstellen konnte.

Gern würde man sich auch äußerlich ein Bild von dem Manne Joachim Slüter machen. Aber es gibt keins. Gryse erwähnt lediglich, daß die Gegner spöttisch von dem ‚swarten Ketter‘ gesprochen hätten ⁵⁰⁾. ‚Schwarzhaarig und bärtig‘ ist alles, was wir wissen. B. Reinhold hat im Genre des 19. Jahrhunderts ein stimmungsvolles Bild gemalt mit dem Prediger Slüter unter der Linde an der Petrikirche, umgeben von einer großen Gemeinde ⁵¹⁾.

Nun, wo ein Mann sein Werk so eindeutig entfaltet in Predigt und Seelsorge, in Gottesdienst und Unterweisung, da bedarf es der Phantasie nicht. Es soll uns genügen, daß Slüter seinen Weg und sein Werk unter das Wort stellte: ‚Gades Wordt blyfft in Ewicheyt‘.

Als er für immer schwieg, da redeten seine Schriften weiter; das ‚doppelte Gesangbuch‘ mit dem fast immer angebundenen Gebetbuch war Jahrzehnte in 16 Auflagen verbreitet.

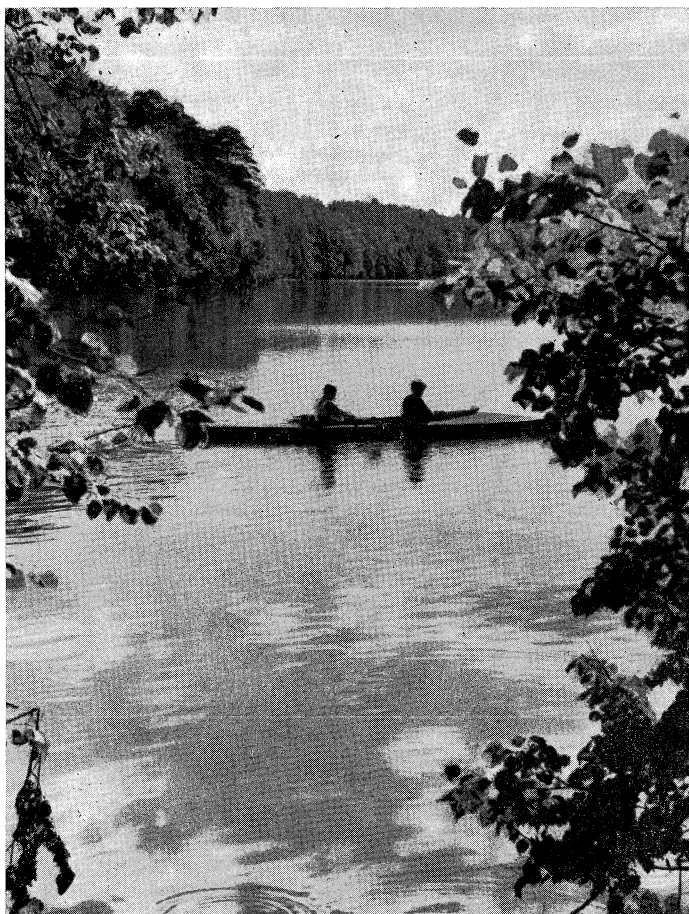
Und als die Stimme verstummte, da schrieb Nicolaus Gryse 1593 seine ‚Historia‘ von Joachim Slüters Leben und Tod. Und nun verbindet sich mit dieser Stimme wiederum das alles, was Slüter in der kurzen Spanne seines Wirkens für die Prägung evangelischen Glaubens herausgegeben hat — in Gesangbüchern, Katechismus und Gebetbüchern. Und zu dem Thema, das eindringlich über seiner Haustür angegeben ist, gesellt sich das Wort, das am Ende von Slüters Vorrede zu seinem Gesangbuch von 1531 steht: ‚Vnnse heyl ys Christus allene‘ ⁵²⁾.

⁴⁹⁾ Gryse, a.a.O., Bl. D 3.

⁵⁰⁾ Gryse, a.a.O., Bl. E 4' ... dewyle saliger Slüter swarte Haar vp dem Höude/vnd einen swartn Bardt domals gehat ...' Das ist alles, was Gryse sagt. Schmaltz, Kirchengesch. Mecklbg., 2. Bd., Schwerin 1936, S. 15 ergänzt unberechtigt: ‚der kleine schwarzhaarige und bärtige Mann ...‘

⁵¹⁾ Das Bild von Bernhard Reinhold befindet sich in Rostock. Das Buch ‚Das evangelische Rostock‘ (1931) bringt auf der Umschlagseite einen Ausschnitt. Fälschlich wird die Predigt auf der Innenseite des Buches auf den ‚Alten Markt‘ verlegt. Nach Gryse — Bl. D 2 — waren Gottesdienste zur Sommerzeit auf der Nordseite der Petrikirche, wo Slüter vom ‚Predigtstol‘ sprach.

⁵²⁾ Faksimiledruck von Wiechmann-Kadow, Schwerin 1858, Bl. Hvijb (s. o. Anm. 27).



Feldberg: am „Schmalen Lucin“

Wann lüftet sich das Geheimnis?

Rethra-Forschungen ergaben: der Schloßberg scheidet aus

In Feldberg führte kürzlich die Akademie der Wissenschaften zu Berlin unter Leitung des Archäologen Dr. habil. J. Herrmann eine neue Rethra-Untersuchung durch. Seit vielen Jahrzehnten hatte sich hierüber für Heimatfreunde, Historiker und Slawisten interessantes Material angehäuft.

Schon 1885 berichtete Ing. Gustav Oesten vor der Anthropologischen Gesellschaft in Berlin von seinen Untersuchungen 1882/83 auf den Inseln des Carwitzer Sees. Überall fand er Brückenreste und Siedlungsspuren. Auch wies Oesten die alte Landwehr nach, die Feldberg mit in das Gebiet der Redarier einbezog. Das war der Ausgangspunkt für die Rethraforschung, denn nur im Redariergebiet konnte sich Rethra mit dem Tempel Riedegost befinden. 18 weitere Untersuchungen auf der Halbinsel Feldbergs, auf dem Amtswerder, brachten reiches slawisches Material.

Beginn auf dem Hanfwerder

1903 faßte die Anthropologische Gesellschaft, Berlin, den Entschluß, Rethra zu erforschen. 1904 bildete sich in Neubrandenburg eine Rethrakommission, die das Seengebiet der Lieps und südlichen Tollense untersuchen wollte. Begonnen wurde auf der Insel Hanfwerder in der Lieps.

Schon 1610 behauptete der berühmte Neubrandenburger Gelehrte Rektor Steinmetz, Latomus genannt, daß Rethra in Prillwitz an der Lieps gelegen habe. An diese und die weiteren Forschungen erinnerte man sich und begann mit praktischen Nachforschungen. Wieder andere Heimatforscher verlegten Rethra nach Wustrow, auf die Fischerinsel, an den Bacherswall, auf den Hanfwerder. Die letzte theoretische Untersuchung des 1966 gestorbenen Prof. Dr. Unger lautete, daß Rethra nur in Wanzka zu finden sei.

Der einzige Chronist und Zeuge seiner Zeit war Bischof Thietmar von Merseburg (geb. 975), der in seiner Chronik klare Hinweise über den Ort gibt: „Im Redariergau liegt die dreieckige und dreitorige Burg Reedegost (Radegast), rings umgeben von einem großen, für die Einwohner unverletzlichen, heiligen Walde. Zwei ihrer Tore sind dem Zutritt aller geöffnet, das dritte kleinste Tor nach Osten mündet in einen Pfad, der zu einem nahe gelegenen düstern See führt. In der Burg befindet sich ein kunstfertig errichtetes, hölzernes Heiligtum, das auf einem Fundament aus Hörnern verschiedenartiger Tiere steht.“

Die Überreste dieses Tempels und die Burg Riedegost vermutete man nun auf dem Hanfwerder. Er bot einige Merkmale: burgwallartig von Wall und Graben umgeben, starke Uferbefestigung mit Rundhölzern, Pfählen und Querhölzern; Scherben, Knochen, eiserne Messer wurden gefunden.

Tiefbohrungen beim Bacherswall

Der Bacherswall war das nächste Ziel. Auch hier gab es wieder Burgwallreste. Ing. Oesten hat dann im Winter 1905 Tiefbohrungen durch die Eisdecke vorgenommen und zahlreiche slawische Spuren gefunden. Er stellte u. a. fest, daß zur Besiedlungszeit der Wasserstand 1,5 m niedriger war, durch das Stauwerk, das 1287 Bernward von Raven in Neubrandenburg für die Vierrademühle einrichtete, war der Wasserstand damals um 1,5 m gestiegen.

Weitere Ausgrabungen machte Ing. Oesten auf Nonnenhof und auf der Fischerinsel vor Wustrow in der südlichen Tollense. Diese Insel schien Erfolg zu versprechen: Oesten stellte die dreihörnige Gestalt und Überreste der drei Eingänge (s. Thietmar) fest.

Der Eingang von Osten (Usadel) konnte mit Funden belegt werden, der Eingang von Westen war erkennbar. Pfähle, Skelette wurden beim Torfstechen gefunden, auch der dritte Eingang war positiv. „Bei der Ausschachtung eines Kanals für den Steintransport von der Ziegelei Wustrow nach dem Tollense-See wurde eine unter Wasser und Moor liegende Brücke aus eichenen Hölzern durchschnitten.“

Oesten hat eine Länge von 450 m festgestellt. Die eichene Brücke begann am Wustrower Wiesenufer. Eine Menge Scherben, Knochen wurden dort gefunden. Die Brücke führte direkt auf die Fischerinsel.

Technische Begabung der Slawen

Die Fischerinsel zeigt ein Oval und war wie der Hanfwerder mit starken Pfählen am Ufer befestigt. Oesten beschreibt ganz genau die Befestigung und Konstruktion, die ein Beweis für die technische Begabung der Slawen ist. Auch der große Bodenbelag, der ein gediehlter Versammlungsplatz sein könnte, wurde genau untersucht.

Dort fand er Reste des Tempels; etwa 25 m² wurden freigelegt. Die Wände waren fest in den Boden gerammt, zweireihig in zugespitzten Pfählen, diese mit Zweigen durchflochten und die Hohlräume mit Lehm ausgefüllt. Der ganze Bau muß durch Feuer zerstört worden sein, das bewiesen die vielen Holzkohlenstücke. Oesten stellte weiter drei Räume fest. In einem fand er ein Pferdeskelett (Schädel, Zähne, Wirbel eines kleinrassigen Hengstes). Vielleicht war es das Heilige Roß? Im anderen Raum fand er eine Menge von Pflanzenresten, die auf den Futterraum schließen ließen. Durch Ausschlämmen und Sieben fanden sich Reste des Tempelunterbaues und eine Menge Hornstücke.

All diese Tatsachen unterstrich Prof. Wossidlo mit seinen Rethrasagen. 56 Dörfer in der Umgegend der Lieps und Tollense hat er nach Sagen über Rethra abgesehen, und alle verdichten sich um dieses untersuchte Gebiet. Die Sagen brachten erstaunliche Belege über den Kampf und Untergang des goldenen Radegast.

Ein neuer Vorstoß

Im Oktober 1922 wurde das Rethraproblem wieder aktuell. Prof. Schuchardt und Prof. Koldewey vom Völkerkundemuseum Berlin setzten sich mit Walter Karbe, Neustrelitz, in Verbindung, um erneut einen Vorstoß nach dem Heiligtum der Redarier zu unternehmen. Eine Vorstudie hatten sie 1921 auf Rügen gemacht und die Tempelburg Arkona mit dem Swantewit-Tempel festgestellt, der 1168 durch die Dänen zerstört wurde.

Die Arkonagrabung war ein voller Erfolg. Nun hatte Schuchardt sich das zweite bedeutende Slawenheiligtum zwischen Elbe und Oder vorgenommen. Thietmar von Merseburg bot ihm einige Anhaltspunkte, ebenso Adam von Bremens Bericht 1075: „Unter den slawischen Völkern sind die mittelsten und mächtigsten die Redarier. Ihre berühmte Burg ist Rethra, der Sitz der Abgötterei. Ein großer Tempel ist dort den Götzen errichtet, deren Häuptling Radegast ist. Sein Bild ist von Gold, sein Bett von Purpur. Die Burg ist ganz von einem tiefen See umgeben, eine Holzbrücke bietet den Zugang.“ Dieser Tempel wurde 1068 durch den Bischof Burkhard von Halberstadt zerstört.

So bot sich Schuchardt der Schloßberg in Feldberg an für seine Rethra-Untersuchung. Die drei Tore wurden gefunden, Fundamente des Tempels nicht, wohl aber ein Platz von 15 m² mit schwarz gefärbtem Grund und verbranntem Holz. Auch bei den Toren fanden sich verkohlte Holzteile, Scherben, Tierknochen von Rind, Schwein und Hirsch und Eisengeräte. Da aber das dritte Tor nicht nach Osten, wie es heißt, gerichtet war, sondern nach Süden, hat sich ein Fragezeichen zu Rethra-Feldberg gestellt.

Inzwischen wurde aus dem Fragezeichen ein Fakt, an dem nicht zu rütteln ist. Die Ausgrabungen auf dem slawischen Burgwall am Breiten Luzin sowie das Kolloquium des Arbeitskreises „Geschichte und Kultur der Slawen in Deutschland vom 6. bis 13. Jahrhundert“ Ende Juli in Feldberg ergaben: der Schloßberg war nicht das slawische Tempelheiligtum Riedegost! Damit ist erneut in Frage gestellt, ob in absehbarer Zeit das Geheimnis um Rethra gelüftet werden kann.

AWE

(Aus Norddeutscher Leuchtturm, 5. August 1967)

Zu dem Aufsatz über Rethra:

S. 67

Wir haben den vorstehenden Artikel ganz wiedergegeben, weil die Rethra-Frage nicht nur die Historiker, sondern auch alle Niederdeutschen, vor allem die Mecklenburger, seit den Zeiten des Bischofs Thietmar von Merseburg und des Domherrn und Geschichtsschreibers Adam von Bremen (1068) bewegt. Schon als Primaner studierten wir die lateinischen Textstellen und bemühten uns mit dem Geschichtslehrer um eine Lösung. Auch Konservator Walter Karbe, Neustrelitz, hat sich für dieses Problem interessiert, ebenso wie Prof. Dr. Eckhard Unger, der sich im „Carolinum“ 25. Jg., Nr. 30, S. 3–16, eingehend damit befaßt und eine eigene Theorie entwickelt (Wanzka). In neuester Zeit ist nun von Walter Hannemann, Lehrer in Dankersen, eine überraschende Hypothese vorgetragen worden. Er, der eine der wertvollsten privaten Münzsammlungen besitzt, und in der Zeitschrift „Geldgeschichtliche Nachrichten“, 2. Jg. 1967, Nr. 6 und 7, und im 3. Jg. 1968, Nr. 10, über „Das Geheimnis des mecklenburgischen Stierkopf-Brakteaten“ schreibt, verlegt Rethra nach Gnoiën. — Vor wenigen Wochen brachte die „Welt“ eine kurze Notiz, daß die Forschung nach dem Wenden-Heiligtum Rethra auf der Fischerinsel im Seengebiet der Lieps und Tollense von zuständiger Stelle wieder aufgenommen sei. Prof. Dr. Schuldt, Schwerin, ist zweifellos einer der hervorragendsten Köpfe auf dem Gebiet der Frühgeschichte und hat in seiner Arbeit und Forschung vorzügliche Ergebnisse aufzuweisen.

P.

Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.

Goethe

Romantica, den 14. 2. 1968

Heute sitze ich nachmittags ganz allein in unserem appartamento in Romantica und schwänze Schule (den span. Sprachkursus). Edith, die Ehrgeizige, ist natürlich im Kursus unten in Puerto. Mir wird das allmählich für alle Tage zu viel, ich muß mal abschalten. 4 Wochen habe ich nun täglich fleißig gepaukt und abends Schularbeiten gemacht. Die nächsten 4 Wochen gehe ich nur sporadisch hin. Ein Entschuldigungszettel ist nicht nötig! Schließlich hat man ja auch noch anderes zu tun.

Heute ist wieder eine herrliche Stimmung hier oben: Draußen Berge, Felsenküste und blaues Meer mit starker Brandung. Ich brauche nur aufzublicken. Ich sitze am offenen Balkon. Die Sonne scheint halb ins Zimmer.

Endlich ist die langerwartete Kiste mit Schiff aus Hamburg gekommen. Darin war auch Ediths Schreibmaschine, auf der ich gelegentlich schreiben „darf“. Sie „darf“ sich dafür auch meine beiden Bilder ansehen, die gut gerahmt an den weißen Wänden hängen: „Isistempel im Stausee bei Assuan“ und „Piazzetta auf Capri“, beide Öl, leuchtend ocker und blau.

An der weißen gemauerten, durchbrochenen Balkonwand, durch die man das blaue Meer sieht, hängen Töpfe mit rosa Geranien. Zwei blaue Liegestühle sind auch da und ein bunter Sonnenschirm. „Das putzt ganz ungemein!“ sagt Edith, frei nach Sesemi Weichbrot bei Thomas Mann.

Heute früh hat es etwas geregnet, aber das dauert hier nie lange. Seit 12 ist wieder ein strahlender Sommertag.

Sonnabend/Sonntag machte der Kursus mit 15 seiner Mitglieder einen Ausflug nach der Insel Lanzarote. Früh um 8 flogen wir mit dem Linienflugzeug von Teneriffa ab. Auf der Insel Gran-Kanaria landeten wir das erste Mal und setzten andere Passagiere ab. Wir konnten diese größte, aber nicht schönste (schönste ist Teneriffa!) der kanarischen Inseln mit ihren vielen öden Landstrichen, die braun und pflanzenlos unter uns lagen, gut beobachten, auch den weißen kilometerlangen Sandstrand, um dessentwillen manche Gran-Kanaria bevorzugen. Nächste Landung in Fuerteventura, wo immer ein starker Wind weht, wie schon der Name sagt. Eine langgestreckte Insel, die noch öder ist.

Um halb 10 landeten wir in unserem Ziel, Lanzarote, der geologisch interessantesten der kanarischen Inseln. 1730 gab es noch starke Vulkanausbrüche. 300 erloschene Vulkane zeugen davon, kahl wie Halden im Ruhrgebiet, 600–700 m hoch. Weite Flächen sind noch mit schwarzer Lava bedeckt. Mühselig haben die Bewohner der Lava Felder abgerungen mit Hilfe von Kamelen und Holzpflügen, wie vor 100 Jahren, so auch heute. Trotz der Trockenheit wachsen Zwiebeln, Gerste, Mais, sogar Wein, der berühmte Malvasier, der Wein aber nur durch ungeheure Anstrengungen der Weinbauern, die um jeden Weinstock einen Steinwall bauen und die Pflanze selbst etwa 1 m tief in eine Grube setzen, um sie vor dem starken Wind und der Austrocknung zu schützen.

Wir wurden zu den sogenannten Feuerbergen gefahren, wo man in 500 m Höhe im heißen Lavasand, d. h. in Löchern der Erdoberfläche die Glut des Inneren noch zu spüren bekommt. Man kann Eier in den Löchern kochen und sich Zigaretten anzünden. Alles ist eine kahle Mondlandschaft, ein Dantesches Inferno, wie es mit Recht in allen Prospekten steht. Unheimlich und interessant. Zum Dortleben müssen grausig!

Auf den höchsten Lavaberg wurden wir hoch zu Kamel hinaufbefördert. Riesige Abgründe mit losem Lavasand, wo die Kamele sicher am äußersten Rande dahinstolzierten. Als ich die Augen schloß, um nicht in den Abgrund zu sehen, sagte der nette Kamelführer: „Cuaranta Bananas (d. h. „40 Bananen“ und ist der Name seines Kamels) macht auch die Augen zu!“ Sehr tröstlich für mich!

Bei unseren langen Autofahrten durch die Insel sahen wir grandiose Steilküsten, einsame braune Inseln vorgelagert ohne jeden Pflanzenwuchs und am flachen Strand weite Anlagen zur Gewinnung von Meersalz. Meerwasser wird in flache Gruben geleitet und der Verdunstung ausgesetzt. Was übrig bleibt, ist das Meersalz, man glaubt überall Schneehaufen zu sehen. Ein ungeheurer Eindruck waren kilometerlange tiefe Höhlen, hoch wie Dome, von innen angestrahlt, so daß die Steine, je nach Beschaffenheit, Eisen, Kupfer, Basalt usw., farbig aufleuchteten. Sogar hier kam man dem Tourismus entgegen. Eine dieser großartigen Höhlen war zu einer Schlemmerbar ausgebaut, allerdings mit Geschmack. Der Kursus bekam verbilligten Eintritt (normalerweise 600 Peseten = 36,— DM pro Person). Ab 22 Uhr tanzte

unsere Jugend dort. Wir Älteren bekamen ein Glas Sekt und schauten vergnügt und kritisch zu. Um 1 Uhr, als sich die Bar endlich richtig gefüllt hatte (um diese Zeit geht es in Spanien erst richtig los!) fuhr uns „Abgeklärte“ ein Kleinbus nach Hause, d. h. in die Hauptstadt Arricife ins Hotel, während unser noch recht jugendlicher Professor und Führer mit der Jugend noch blieb.

Der Rückflug am Sonntag war schwierig. Teneriffa war völlig in Wolken, nur der 3780 m hohe Teide schaute darüber hinaus in einem wunderbaren Abendrot. Wir kreisten über der Insel, und der Pilot konnte den Flugplatz nicht finden. Durch ein Wolkenloch sah ich, daß wir schon wieder über dem Meer waren und die Lichter von Santa Cruz in unserem Rücken hatten. Wir fanden uns schon damit ab, wieder nach Gran-Kanaria fliegen zu müssen, um dort in einem nicht vorgesehenen Notquartier die Nacht zu verbringen. Zum Glück drehte der Pilot wieder um, fand dicht hinter, d. h. über Santa Cruz (dem einzigen Hafen von Teneriffa) ein Wolkenloch und konnte in Los Rodeos, dem Flughafen, wie geplant, aber eine Stunde später, landen. Es war ein großartiges Erlebnis, wirklich einmalig, dieses Lanzarote! — —

Jetzt ist es 18 Uhr, die Sonne wird mir zu warm, und ich ziehe mit meinem Schreibtisch in die linke schattige Ecke. Es ist eine himmlische Ruhe hier. Kein Mensch weit und breit. Kein Vis à Vis! Kein Touristenbetrieb wie in Puerto unten mit seinen Hochhäusern und seinem Autogewimmel. Wir sind fast wunschlos glücklich hier.

Aber — ganz hier leben? Nein, wir freuen uns ebenso wieder auf unser Zuhause in Göttingen.

Ihre

Dorothea Engelhardt

Auf dem Hochsitz

(in den Wäldern bei Northeim)

Die Dämmerung trägt das Sternengewand
Ganz sacht herbei. Am Ackerrand
Zerfällt ein Pflug. Und Vogelruf
Versinkt im Tann. Des Pferdes Huf

Schallt aus dem Tal durch weiten Raum.
Nun ist es still. Wir atmen kaum.
Da raschelt es und tappt im Laub:
Der rote Fuchs will Abendraub.

Vom Felde weht ein kühler Hauch.
Da wittert er — und sucht den Strauch.
Ein Kauz verruft. In Wolken blinkt
Der Sichelmond, der Abend sinkt.

Fritz Hagemann

In Memoriam Oberstudiendirektor Dr. Philipp Illmann

Mit innerer Anteilnahme haben wohl sehr viele der ehemaligen Friedländer vom Heimgang ihres alten Direktors gehört. Wie schnell sind die Jahre dahingegangen. Ich besinne mich noch als einer seiner Pensionäre auf meine erste Begegnung mit ihm. Etwas unsicher, wie es wohl werden würde in der neuen Stadt und der neuen Umgebung, tauchte ich vor dem Direktorhaus auf. Oben aus dem Fenster schauten verschiedene auf den, der unten klingelte, herab. Ich erwartete, daß mich irgendein Angestellter empfangen würde. Statt dessen war ich erstaunt, die joviale und vertrauenerweckende Gestalt des Direktors selbst zu sehen. Nach den ersten Begrüßungsworten meinte er: Nun kommen Sie nur erst rein und trinken Sie Kaffee, mit der Schule und den sonstigen Dingen können wir uns morgen befassen! — Dieser kameradschaftliche Zug bildete einen Hauptzug seines Wesens.

Oft habe ich darüber nachgedacht, daß es dem Direktor, der doch auch ein „Utländer“ war, nicht leicht gefallen sein muß, sich im Lehrerkollegium durchzusetzen. Wir als Pennäler hatten aber immer das Gefühl, daß ihm auch die ältesten und eingeborensten Herren des Lehrerkollegiums mit Hochachtung gegenübertraten. Es war wohl der beste Ausdruck für das Empfinden, das sie von ihm hatten; sie standen einem uranständigen kameradschaftlichen Menschen gegenüber. Damit zugleich erkannten sie auch das umfassende Wissen Illmanns an. Sekundaner und Primaner haben ja immer ihre eigene Meinung. Das muß auch so sein, dafür sind sie jung und haben die Zukunft vor sich. Wir hatten unsere Meinung auch, aber in einem waren wir alle eins: Illmann weiß was. Ob es Homer oder irgendein anderer der Antike war, ob es Fragen der Kunst, der Musik oder der damaligen deutschen Literatur anging, Illmann hatte durch sein Wissen für uns etwas ungeheuer Impo- nierendes.

Ich weiß noch wie heute, daß wir bei irgendeiner Kneipe — ich glaube es war in Schwichtenberg und nicht bei Haase! — mal hart über die Moral in der Antigone aufeinander platzten. Am nächsten Tag hatte Illmann von dieser Fahrt ins Grüne zu hören bekommen. Erfolg: wir wurden in sein Zimmer gebeten und nicht nach den Extravaganzen gefragt, sondern nach dem, was wir uns denn dort so erzählten, und nun verstand es dieser Pädagoge meisterhaft, uns an der Hand eigener Erfahrungen und eigener Erlebnisse aus dem Kleinkram in die Weite zu führen. Von Strafe usw. war nicht die Rede. Sein Gedanke war das Ansehen der Schule und die Wertung innerhalb Friedlands, ein Gedanke, der uns heutigen Menschen ganz selbstverständlich ist.

Aus dem Individualismus in das Gemeinnützige vorzustoßen, hat Illmann bei allen möglichen Gelegenheiten auf seine Art damals uns Jungen mitgegeben. Unter diesen Gedanken wollte er Vergnügungen ebenso wie Arbeit angesehen wissen, und er selber ging mit gutem Beispiel in dieser Beziehung voran. „Disziplin halten“ stand über seinem Leben und nichts war ihm abscheulicher als Disziplinlosigkeit. Es konnte einer ruhig einmal faul sein, es konnte ruhig einer schwänzen, es konnte ruhig einer Dummheiten machen, das alles sah er mit verständnisvollem Schmunzeln nachsichtig an. Aber wie er selber oft nach einem vergnügten Abend eisern und unberührt von allem am nächsten Tag seine Pflicht tat, so verlangte er es von uns allen. Das haben ihm, glaube ich, viele im Leben gedankt. Seine Schüler sind ja nach allen Richtungen und in alle Lebenslagen auseinandergestoben. Die schola Friedlandensis mag in ihren Einzelheiten und in ihren einzelnen Gestalten in der Erinnerung verblichen sein. Das Kapitel Schulerinnerung ist oft dunkel. Wenn wir aber als alte Friedländer, die wir das Glück hatten, unter Illmann am Busen der Wissenschaft zu trinken, uns zurückerinnern, dann wollen wir nie vergessen, daß der gute Geist Illmanns durch die verstaubten Räume der Klassen ging. Das Wort, das ich einmal bei einem Abiturienten-Kommers als letztes von ihm hörte, mag diesen Nekrolog dankend beschließen: Seht euch vor, Jungens, daß ihr nie eine Hornhaut über eure Seele wachsen laßt!

G. P e t e r s , Pfarrer, Berlin-Schöneberg (1941)

Uns' plattdütsch Eck

Weegenled

Wieh, wieh, wieh!
Wer slöpt öwer Nacht bie mie!
Dat schall mien lütt Häuhning daun,
Häuhning is mien Zuckerhauh.
Wieh, wieh, wieh,
Wer slöpt öwer Nacht bie mie!

O, wo warm
Ligt's sick in Muddings Arm!
Häuhning knippt sien Öging tau,
Föllt nu glieks in söte Rauh.
O, wo warm
Ligt's sick in Muddings Arm!
Slapt nu all!

Dei Buhkauh slöpt in'n Stall.
Un dei Schap un' Swien un' Pier
Slapen up dei kolle Ier'.
Slapt nu all!
Dei Buhkauh slöpt in'n Stall!!

Gras un' Bloom,
Dei Nachtwind weiht's in'n Droom.
Eiken, Bäuken un' dei Dann
Fangen ok to slapen an.
Gras un' Bloom,
Dei Nachtwind weiht's in'n Droom.

Otthinrich Müller-Ramelsloh

Reuterzitate

Wedderseihn! Wedderseihn! Wer kennt nich dat leiwe, truge Wurt! Wer kennt nich dese handgripliche Gewissheit, von de uns de Hoffnung johrelang vertellt hett, up de sei uns vertröst't hett. Wer hett nich sine Brut mal wedderseihn, wer nich sine ollen Öllern, wer hett nich sinen Fründ ut jungen Johren an't Hart drückt? Wer hett nich de Städen wedderseihn, wo mal en grotes Glück, en grot Hartled en bedrapen? Ach, de Städen! Worüm stigen ut de Städen, ut Busch un Wald, ut Gras un Blaumen, ut Lauwen un Gräser so vele, schöne Wesen up un lachen uns an un weinen in unsre grisen Hor ehre Tränen, un wie koenen sei nich faten un hollen, dat sei uns Antwort gewen von't Wedderseihn! Ja, schön is dat Wedderseihn, ok bi de Städen!

*

Aewer wenn dat Led ok de Harten tausamsmädt, isern, fast, von ne richtige Freud geht en Blitzstrahl ut un sleiht hier un dor in, woran keiner denkt, un wer sich süs frömd un kolt vorbigahn is, de fählt sich warm, wenn em de warme Freud von en annern Minschen dröppt, denn en jeglich Minschenhart is von unsern Herrgott nich för sich allein — ne, för alle Minschen makt!

De Natur äuwet ehre Macht up jegliches Hart ut; aewer dat Hart möt mit de Natur stimmen, dat möt klor un uprichtig för den Sünnenstrahl apen dorliggen un mit deipe Sehnsucht de gräune Ird un den blagen Himmel un de gollenen Strahlen in sik upnehmen.

*

Menschliches Gefühl kann sich keiner auf keinen Jahrmarkt kaufen (Unkel Bräsig).
Ernst Rosenhainer

Noch so'n poar lütt Vertellsels ut de Möllenstrat

Von Lisa Haensch geb. Rieck

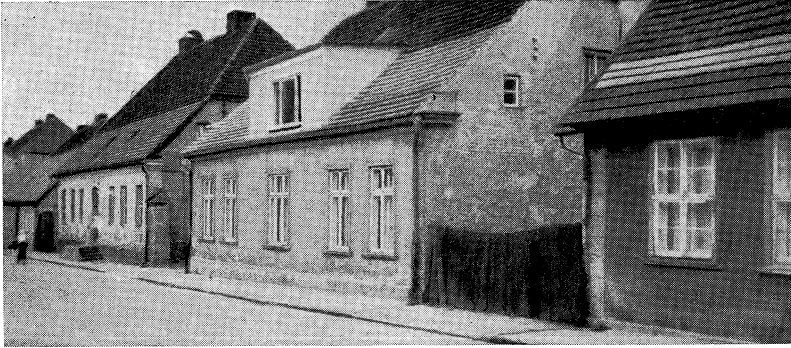
De Upsatz von Herrn Korl Risch het mi bannigen Spoaß moakt, denn de mirsten, von de he vertellt, hew ick jo kennt. Wi Riecks hemn wol 10 Jahr in de Möllenstroat woahnt, in dat middelste von de dree schönen Hüusers, de de oll Ebeling bugt har, een Trepp hoch. Unner uns woahnte, as ick noch ne lütte Diern wir, up de een Sied de Hülp-paster von de Stadtkirch, Nathanael Fischer, een sihr stattlichen, finen Mann, de spärer to de Mariners güng un dor „Divisionspfarrer“ wü. Boaben up den Böen woahnte mit ehr lütt Diern de Lüdfu, de boaben in den Kirchtorm de lütt Klock lüden müsst. De grot Klock wü von twe Mannslüd lüd, de sich dorbi düchtig anstrengen müssten, ick hew doar öfter tokäken. De Fru müsst jeden Dag middags üm twölf de Bedklock stöten, un wenn se mol keen Tied har, denn schickt se ehr lütte Diern, de in min Öller wir un mi denn männigmol mitnehm. Up den Torm rup brukten wi nich, unnen in den Vörrum hüng een dicken Strick doal, doar müssten wi anspringen un em mit uns Egengewicht runnerstrecken. Denn schlög boaben de Klöppel an de Klock, wi moakten: bumm, bumm, bumm, bumbumm. Dat künn ganz Nistrelitz hüren, blot keener wüsst, dat ick dat wir, de dor so lud bummen deer, min Öllern natürlich ook nich. Ob de Nistrelitzer dorbi bedt hemn, weet ick nich.



*De Möllenstrat. Im linken Hause wohnte Prof. Dr. Becker,
im rechten Prof. Dr. Rieck*

Nistrelitz is doch ne Gebirgstadt, midden in't Flachland; un in'n Winter wir denn up de Möllenstroat bi Schneewedder vel los. Midden up den Knüppeldamm susten alle Kinner mit ehr Bargschledens (Rodel sär man dunn noch nich) bargaf, von de Sassenstroat bet unnen in den Gang, heidi, dat güng! De Jungs schriegten „Platz, Pietsch kümmt!“, un dor wir grot Getümmel. Am meisten hemn mi de Jungs up ehr Peekschledens imponiert. Kennt ji noch Peekschledens? Sowat giwt dat hüt wol goar nich mir:

twe korte Kufen mit twe lütt Breder twischen, doar stünd son Jung up un peekte sich vörwärts mit'n langen Bessenstäl, de unnen ne isern Spitz har. Öwer in de Möllenstroat läten se de Peek weg, legten sich mit den Buk up de lütt Unnerlag, un denn güng dat heidi. Dat wir dor so spägelglatt un güng so schön, groad so, as John Brinkmann in sin Book „Kasper Ohm un ick“ in sin Kapitel von de Schledenfohrt vertellt het. Oäwerst de Möllenstratjungens hemn unsen jungen Paster nich up ehrn Schleden krägen, wil de pfiffig noag wir un sich nich in de Gefohr begew. Gefährlich wir dit ganze Vergnügen up den Damm nich, denn Autos gew dat jo noch nich, un Pierd un Woagen kemen oak man ganz selten. Bloot mit een Fuhrwark lewten wi in Striet. Unnen in uns Hus, groad-äwer von den Paster, woahnte de Bierverleger Zemke. De har in'n Keller sin Bierniederlag un up den Hof sin'n Pierdstall. Wenn de nu an den spägelglatten Barg rankehm, müsst de Kutscher utstiegen un Sand streugen, süss kem he mit sin beiden Pierd un den



Von links nach rechts: Oberförsterei und Haus des Zimmermeisters Seyberlich

schworen Woagen nich heil runner. Eens Oabends, as min Öllern inlادت un utgahn wiren, güngen min Broder Walther un de Caroliners, de bi uns in Pension wiren, mit uns' Emmers los, schleppten Water ran un göten dat up den Streusand. Ganz lising müsst dat goahn, dormit Zemke nix markt, düster wir't ook, denn een Latücht wir bloot in de Gegend, äwer de Minsch lött sich jo nix so suer war'n, as sin Vergnügen. Bi de schöne Küll wir dat ganz fix werer äwerfrozen, un denn güng't mit de Schledens werrer bargaf. Zemke mügt den annern Morgen jo sehn, wo he mit sin Pierd werrer rup keem. Mi hemn de Jungs dorbi äwer nich mitnahmen, sowiet güng de Gliekberechtigung noch nich.

De Winter güng vörbi, un ganz Nistrelitz moakte sich schön för de Hochtied von de Prinzessinnen Marie un Jutta. Ebeling, de all sihr olt wir, keem up de Idee, för sin Hüusers niege Foahnen antoschaffen, een meckelnborgsche, een inglische (von wegen Grotherzogin Auguste Caroline geb. Prinzessin von Großbritannien), un een montenegrinsche (von wegen Jutta un Danilo). Disse montenegrinsche kriegten wi, un dormit müssten wi nu to jegliche Gelegenheit flaggen. Dor wir jo nu eigentlich nich vel Grund to. Spärer sünd Jutta un Danilo wol bloat noch öfter koamen, üm de Hand uptohollen, wenn ehr Geldbüdel mol werrer leer wir. Ick hew se bi sönne Gelegenheit noch eens in'n Prillwitzer Schlottgorn sehn, wo se ehr Mudder Elisabeth besöchten, de as Wittfru männigmol in't Prillwitzer Schlott Sommererholung moakte. Ob dat mit Jutta un Danilo erholsam wir, weet ick nich, äwer jede Mudder het ehr Kinner lew.

Dunn woahnten wi äwer nich mihr in de Möllenstrat, ick wir as junge Fru bi min Öllern in de Seestroat to Besök un bün in all de spädern Jahren noch oft no Nistrelitz koamen. Ümmer bün ick denn mol dörch de Sassen- un Möllenstroat goahn un hew all de Stellen besehn, wo ick so glückliche Kinner- un Backfischjohnn verlewt hew. Nu kann ick nich mihr hen! Äwer de Sehnsucht bliwt.

Läuschen von Fite Kreigenboom

1. Fite Kreigenboom is en seebefohren Minschen und hett as Fohrensmann so tämlich de halve Welt kennenliehrt. Malins steiht hei in Warnmünn' uppe Mool un fangt mit en junge Fru 'ne Snackeri an. Sei geiht dor ok hoeglich up in. Biwägs erkunnigt sei sik: „Seggen S' mal, sünd Sei ok ein von de Schippsmaten, dei in jeden Haben en Bruut sitten hebben?“ — „O, nich doch“, verwohrt sik Fite. „Wat denken Sei von mi! Ganz so leeg is dat bi mi nich. Kiken S' mal, in Bombay taun Bispill bün ik noch gor nich mal wäst!“

2. In Warnmünn' steiht en junge Fru in deipen Smart uppe Mool un winkt den afföhren Damper na, winkt un winkt, un de Tranen lopen ehr pieplings de Backen dal, Fite Kreigenboom, dei grad vörbigeiht, blifft stahn un fröggt duursam: „Na, lütt Diern, dor is woll din Brüjam wegföhrt?“ — „Ach nein“, snückert sei, „mein Mann!“ — „Na, denn geiht dat ja noch!“ meint Fite hoeglich.

3. Fite Kreigenboom dammelt mit sinen Fründ Luten Schönrock dörch de Kunstutstellung. Deipdenkern blifft hei vör en Standbild stahn. De Statue hett hünenhafte Utmaten uptauwisen. „Die Üppige“ list Fite up dat Schild. — „Dit Kunstwark makt up di woll groten Indruck?“ erkunnigt sik Luten Schönrock, as Fite sik dat Standbild nipp un prick von alle Siden bekickt. — „Kunstwark?“ schüddelköppt dor Fite. „Denn bün ik allerdings al sörrer Jahr un Dag mit en sihr staatsch Kunstwark verfriegt!“

4. In den einen Saal von de Kunstutstellung bliven Fite Kreigenboom un Luten Schönrock vör ein Standbild stahn. „Dat is Napoleon!“ seggt Fite. — „Glööv ik nich“, giff Luten tau bedenken. „Ik mein, dat is Bonaparte!“ — „Dor kann ein nu werrer an seihn, Luten, dat du inne Geografie nich alltau wiet kamen büst“, seggt Fite, „denn sünst würrd du weiten, dat Napoleon un Bonaparte identisch sünd!“ — „Mi ganz egal“, antert Luten, ik holl äben Bonaparte för identischer!“

5. As Fite Kreigenboom habenbinnen kamen wier, harr hei sik in en smuck junge Diern verleivt, dat wier Tilla. Hei bringt ehr bi sinen iersten Beseuk Rosen int Huus. „Rosen!“ strahlt Tilla oevert ganze Gesicht un freut sik dull. Rosen noch tau disse late Tiet!“ — „Mannich?“ fröggt Fite. „Noch tau, wo wi hüt doch al den 29. hebben!“

6. An den Hauptbahnhoff höllt en Wartborg. Den Choffeur ward de Tied lang. Hei stickt sik en Zigarett an un smitt de lerrige Schachtel ut dat Finster. Fite Kreigenboom süht dat, peekt de Schachtel mit sinen Stüttenstock up un langt sei den Fohrer werrer in Finster. „Danke!“ seggt dei. „Sie ist leer. Ich brauche sie nicht mehr!“ — „Wi bruukt ehr ok nich!“ gnatzt Fite Kreigenboom.

Hans Meese

Mecklenburgische Familienforschung — Ein Hinweis —

Die vor fast sechs Jahren im September 1962 mit dem juristischen Sitz zu Marburg an der Lahn gegründete Arbeitsgemeinschaft für mitteldeutsche Familienforschung bezweckt, Forscher mit genealogischen Interessen in Sachsen, Sachsen-Anhalt und Thüringen, Brandenburg, Vorpommern und Mecklenburg zusammenzuschließen. Karteien für Vorfahren aus diesen Gebieten sind im Aufbau begriffen.

Die Arbeitsgemeinschaft gibt eine eigene vierteljährlich erscheinende Zeitschrift heraus: Mitteldeutsche Familienkunde. Der von 1960—1966 reichende erste Band umfaßt 497 Seiten. Außerdem verteilt die Arbeitsgemeinschaft mitteldeutsche Stammreihen (bisher 115) und sog. Bestandsaufnahmen (bisher über 300 Blatt) in verschiedenen Gruppen — Literatur und Materialmeldungen über bestimmte Namen, Orte, Landschaften, Berufsgruppen im Besitz von Mitgliedern.

Die Arbeitsgemeinschaft umfaßt gegenwärtig etwa 350 Mitglieder. Der Jahresbeitrag beträgt 18,— DM. Anmeldungen nimmt der erste Vorsitzende entgegen: Rechtsanwalt und Notar Erhard Wagner, 35 Kassel, Emilienstraße 1.

(Mitgeteilt von Dr. Carl Meltz, 75 Karlsruhe, Erzbergerstraße 78)

Ein Streifzug durch Pommerns Mundarten (III)

Von Gerhard Brose

Kreis Saatzig

Nr. 19

Ottsch wull bottere

Mutter Ottsch wull ais bottere, un as sai ähr Botterfatt hoale wu, doar sach sai, dat dat kaputt weer. Doar schickt sai ähr kleie Tochter noa't Noawersch, dat sai ähr Botterfatt borge schü. Un dat duert ok ni lang, doa kaim dat Mäke ok mit Noawersch ähr Fatt alope. Un as dai Mutter dat Mäke froage deer, wo sai an dai Noawersch seggt hett, doa sää Marie: „Gun Dag“ sä'k „Wijj“ sä'k „so gaut“ sä'k „sün“ sä'k „borge“ sä'k „juch Fatt“ sä'k „oos Fatt“ sä'k „hett“ sä'k „Moade kräge“ sä'k „as Spitzespäle dick“ sä'k „adjö“ sä'k.

Wenn ma nu Spoaß moake, wi orer Lüüd tom Lache bringe wi, da seggt ma disse Spruch ganz rasch up, of de Lüüd dat verstoah köäne, un dat is för fremd Lüüd nich so licht, dat so rasch noatauräde, as dat Marie Ott trecht bröcht hett.

Nr. 20

Einige von den Sätzen des deutschen Sprachatlases

Im Winter fliegen die trocknen Blätter in der Luft herum =
Im Winter flaije de dröje Blärer i de Luft rüm
Es hört gleich auf zu schneien, dann wird das Wetter wieder besser =
Et hört glik up te schnieje, dann waad dat Wärer werrer bäter
Der Schnee ist diese Nacht bei uns liegen geblieben =
Dai Schnai is diss Nacht bi oos ligge bläwe
Der gute alte Mann ist mit dem Pferd durch das Eis gebrochen . . . =
De gaud ool Keel is mit dat Peed dör dat Ies broake
Die Füße tun mir sehr weh, ich glaube, ich habe sie durchgelaufen =
Dai Föut daue mi sehr waih, ick lööw, ick heww's döörchlope
Mein liebes Kind, bleib hier unten stehen . . . =
Mie laiw Kind, bliew hier unne stoah
Wo gehst du hin, sollen wir mit dir gehen? =
Wo gaiht du hen, schölle wi mit di goahe?
Geh, sei so gut und sage deiner Schwester, sie sollte die Kleider für eure Mutter fertig nähen und mit der Bürste rein machen =
Goah, wes so gaud u segg dien Schwester, sai schull dai Klerer for juch Mutter trecht ne-ije u mit de Börst regge moake
Er ißt die Eier immer ohne Salz und Pfeffer =
Hai ett dai Ejer ümmer oahn Sult u Päper
Er tat so, als hätten sie ihn zum Dreschen bestellt . . . =
Hai dee so, as hewwe sai em taum Döschen bestellt
Ich versteh euch nicht, ihr müßt ein bißchen lauter reden =
Ick verstoah juch ni, ji mutte e bitche luder räde
Die Leute sind heute alle draußen auf dem Feld und mähen =
Dai Lüüd sün hüüt all buten up't Fild un me-ihje
Wir sind müde und haben Durst =
Wi sün möud u hewwe Dörst
Die Bauern hatten fünf Ochsen und neun Kühe und zwölf Lämmer vor das Dorf gebracht, die wollten sie verkaufen =
Dai Bure haare fiew Osse u näge Köuhj u twölw Lammer vör dat Dörp bröcht, dai wulle sai verköupe

Zum Lautstand

Es handelt sich um eine Sprachprobe des nördlichen Kreises Saatzig. Wir stellen auffällige Unterschiede zu den bisher gebrachten Mundartenproben fest:

1. Der Diphthong *-ai-* (*a+i*) erscheint in Wörtern wie „ais, laiw, flaige, kaim, Schnai, waih“ (einst, lieb, fliegen, er kam, Schnee, weh) statt langem *-e-* in den mittel- und süd-hinterpomm. Mundarten; auch heißt es „ain, hai, sai, dai“ (ein, er, sie, die), und zwar meistens, wenn auch nicht ausschließlich, in betonter Stellung. In Mittel- und Südinterp. lauten diese Wörter „een, hä, he, se, de“
2. Der Diphthong *-au-* (*a+u*) begegnet uns in Wörtern wie „gaud, daue, taum“ (gut, sie tun, zum) statt langem, geschlossenem *-o-* in den mittel- und süd-hinterpomm. Mundarten
3. Den Diphthong *-öu-* (gesprochen etwa *o+i*) finden wir in Wörtern wie „Föut, möud, Köuhj, verköupe“ (Füße, müde, Kühe, verkaufen) statt langem, geschlossenem *-ö-* in Mittelpommern
4. Der Diphthong *-ei-* (*e+i*) erscheint in Wörtern wie „neihje, keike, meihje“ (nähen, geguckt, mähen) für mittelpomm. langes, offenes *-ä-*: nähje, kaken, mähje
5. hochd. „schneien“ wird zu „schnieje“ mit *-j-*
6. hochd. „euch, euer“ lautet „juch“
7. hochd. „wir sollen“ lautet „wi schölle“, „sie sollte“ heißt „sai schull“ oder „sai schü“
8. hochd. „Feld“ erscheint mit *-i-*: „Fild“
9. urspr. inlaut. *-d-* bleibt erhalten oder wird zu *-r-*: Moade, luder, räde, Lüüd, Blärer, Wärer, Klerer“ (Maden, lauter, reden, Leute, Blätter, Wetter, Kleider)
10. auslautendes *-n-* in unbetonter Silbe schwindet durchweg — ein typisch hinterpomm. Lautmerkmal; eine Ausnahme bildet das End *-n-* im Infinitiv nach den im Hochdeutschen den Dativ regierenden Präpositionen, es heißt „taum Döschén, bi't Äten“ (zum Dreschen, beim Essen)
11. Speziell hinterpommersch sind die Formen „Ejer“ (Eier) und „regge“ (rein). „regge“ ist westfälischen Ursprungs (Teuchert).

Die Mundartprobe von Saatzig ist eindeutig hinterpommersch, und zwar nord-hinterpommersch.

Die Lautmerkmale Nr. 9 und 10 dieser Sprachprobe gelten auch für die folgenden hinterpommerschen Textproben und werden deshalb nicht mehr besonders erwähnt.

Kreis Kammin

Klein Justin

Nr. 21

De Paster un de Köster up de Kinnelbair

Buer Storm in Lüchetin heer ne schöne Hoff mit vair Peer, oawer hai was all ult u sien Fru künn ok nich mehr vää daue. Dunn säär hai tau siene Söuhn: „Ick u oos Mutter wi sünd bee' all ult, du mußst saihe, dat du'n Fru kriggst, doamit werrer Låwen uppe Hoff kümmt, denn so geht dat nich mehr wierer.“

Dai Söuhn güng nu ok los up dai Friej un hett denn joa ok'n Fru funne.

Doa vergüng'n Joahr,
un dat was kloar,
dunn kamm Fründ Oadeboar

un bröcht'n Söuhn, un doa dat de Airstgeburdt weer, dunn is dat doch bi'n grote Buere Mo'e, dat dai anständig fiert waard, denn de Airstgeburdt dat is joa dai Sägen un dai Erben för de Hoff. Noa söss Wåkke was denn Kinnelbair. Doa würré denn ok de Paster un de Köster tau inloare. De Kirch de was joa in Schleffin, oawer sai bröchte de Paster un de Köster mit, denn tau Kinnelbair gaff dat joa reichlich Broare un Bier.

Ok de Päre¹³⁾ un de Noawers were inloare. Doa würr sich nu unnerhulle vom Wärer un von't Württschaft, von Koorn un Petüffle, wo dat so lohne deer in dissem Joahr. De Paster unnerhüll dai Lüer mit Philosophie, oawer lang dörr't nich dure, denn wat versteht de Buer doavon! Tüschenin gaff't denn joa Kaffee un Kauke, un um de Kaffeetiet fung dat düchtig an tau schniejen. De Paster keik mit Sorgen all ut dat Feister rut, indem de Köster sich noch flietig mit de Buere unnerhüll öuwer Schaul un Kinner.

So was dat denn ok Oawend wurre, un dat heer nich anhulle von tau schniejen. Tüschenin heer de Paster un de Köster ok all daiper inne Flasch rin keike. De Uhr was tein, dunn säär de Paster taum Knecht Jehann: „Du mußt de Schläre fertig moake un den Paster un den Köster noa Huus föuhre!“ Johann de heer ok all ziemlich daip inne Flasch rin keike un dacht: dat fehlt ok noch! Hai möckt sich oawer bi un hoalt de Schläre rut un möckt'n poar Sittsäck fertig un hoalt dai bere Brune rut, 'n poar Peer in ähre beste Joahre. Hai föuhrt denn vöur un millt sich denn bi'm Bure. Dunn würr de Paster un de Köster gaut inpackt, un dai Rees güng los. Dai bere Brune fölle inne Drab, denn dat güng noa Schleffin dat airste Inn bargaf. As sai kaime in Schleffinsgrund, dai Wegg doar sehr unäwen was, oawer Jehann dai Knecht de föuhrt schlankweg u keik sich niemoals üm. Hai deer so, as'n Kutscher daue mütt, de Ogen nich von de Peer tau loaten. So kaim hai denn noa Schleffin rin un hüll vör'm Pasterhuus denn an. Oawer herrje, wat was dat? As hai sich ümkeik, weg was de „Kaster¹⁴⁾“ samt den Sittsack un den Paster!“ Jehann dai müßt nu trööch un funn denn ok den Paster un den Köster in dai Schleffinsgrund sitte un hört denn noch, wo dai Paster tau dem Köster säär: „Köster, föuhrt dai Schläre noch, geht't noch?“ „Joa, Herr Paster, wenn't geht, denn geht't, oawer sehr langsoam!“ Dunn loar Jehann dai bere werrer up un föuhrt sai noa Huus.

De Buer Oarndt, dai tau Faut koame was von Schleffin, dai heer dai bere sitte saihe un heer sich dacht, dat spöukent sich, un heer ne grote Boage üm dai bere moakt. Jehann hoalt oawer de Bure Oarndt noch in un vertellt em denn, wat hai so belääwt hett mit dem Köster un dem Paster. Un manchmoal ist dai Geschicht noch vertellt wurre
vo dem Paster un dem Köster ut Schleffin
up dai Kinnelbair vo Lüchetin.

Zum Lautstand

Im ganzen stimmt der Lautstand mit demjenigen der Textprobe aus dem Kr. Saatzig überein. Das gilt besonders für das Auftreten der Diphthonge –ai– (a+i), –au– (a+u), –öu– (o+i) und –ei– (e+i), ferner für Formen wie „schnieje“ (schneien) und „Friej“ (Freite). – Von dem Saatziger Lautstand weichen nur die Formen „geht, versteht“ mit langem –e– statt mit –ai– ab, was aber nicht ins Gewicht fällt, da solche Doppelformen auch sonst häufiger begegnen.

Zum Wortschatz

Für „Klapperstorch“ hat diese Probe die Bezeichnung „Oadeboar“ statt „Knappen-dräger“ in der mittelpomm. Probe von Kladow, und für „Kartoffeln“ heißt es „Petüffle“ statt „Nudel“ in der mittelp. Probe von Selchow. – Auch diese Probe hat eindeutig n o r d hinterp. Charakter.

¹³⁾ Paten.

¹⁴⁾ Köster.

Mensch und Maschine

Von Hermann Brunswig

„Wenn die Erkenntnis an der Liebe hindert, müssen wir die Erkenntnis preisgeben.“
(von Weizsaecker: „Zum Weltbild der Physik.“)

„Je erfinderischer das Volk, desto ungewöhnlichere Dinge geschehen. Darum spricht der Heilige: — Ich tue nichts, und das Volk wandelt von selbst.“ Dieser Spruch stammt von Laotse, der von den Chinesen den Ehrentitel „das alte Ohr“ erhielt. Er war mit der Welt um sich herum ganz und gar nicht einverstanden, sagte das unumwunden und ohne Scheu. Das alte Ohr hatte es faustdick hinter den Ohren und teilte seine unverzuckerten Pillen höchst freigebig aus. Schließlich war er mit den Zuständen in seinem Lande so unzufrieden, daß er es verließ und über die Grenzen zog, auf einem Wasserbüffel reitend. Die Unordnung in der Menschheit beunruhigte ihn, — damals schon vor zweitausendfünfhundert Jahren.

Über die seelischen Ursachen der Verwirrung unserer Zeit wird sehr viel geredet und noch mehr geschrieben. Ernst Jünger, Robert Dvorak und andere sehen die Wurzel allen Übels in der Maschine. Das ist zu verallgemeinert; trifft auch nicht des Pudels Kern. Die Maschine ist ein großartiges Spiel des Geistes, das den Menschen in der Beherrschung der „materiellen“ Welt ungeheuer vorwärts gebracht hat. Der selbstherrliche Mensch wird auf dieses Spiel nie wieder verzichten; soll es auch nicht. Aber die Maschine ist ethisch neutral, ist nicht dämonisch böse in sich. Erst der Mensch, der ihre Kraft nicht richtig gebraucht, noch nicht richtig gebraucht, macht sie dazu. Sein Geist hat sich noch nicht an sie gewöhnt, während Körper und Nerven sich längst an sie angepaßt haben. Sechs Generationen Maschinen reichten nicht hin, die innere Schaltung zu vollziehen. Sie hat die Beziehung von Mensch zum Menschen geändert, die Gesetze von Arbeit und Sitte gewandelt, alle geistigen Werte erschüttert. Turbine, Kolben, Flugzeug und Auto erzeugen seelisches Glücksgefühl nur, wenn die Einschaltung des „Apparates“ ins innere Leben lautlos, ohne knirschende Reibung, erfolgt. Erst der Gleichklang zwischen Innen und Außen beruhigt, macht fromm; fromm das heißt nach Kluges etymologischem Wörterbuch — tüchtig, trefflich, gut.

Diese gottgewollte fromme Eintracht zwischen Wille und Werk ist nach weitverbreitetem Glauben nur beim Landmann zu finden, aber dem war nicht immer so. Als die erste landwirtschaftliche Maschine, der Pflug, erschien, galt er als eine ruchlose Erfindung, und der Mensch, der mit ihm dem mütterlichen Leibe der Erde tiefe Wunden riß, war ein Empörer gegen die göttliche Ordnung. Man soll, — so dachten schlichte Nomaden, — sich begnügen mit dem, was der Boden freiwillig spendet; nicht versuchen, ihn mit Planung zu überlisten. Planung führt zu Aufruhr und Mord. Der Ackersmann Kain, der die Früchte des Feldes, die der Pflug ihm gewann, dem Herrn opferte, wurde nicht gnädig angesehen, während die Erstlinge der Herde auf der Weide das Wohlgefallen Gottes erregten. Da ergrimmte der Besteller des Ackers; er ging hin und erschlug seinen Bruder Abel, den Hirten.

*

Es hat lange gedauert, bis der Pflug das Kainszeichen verlor. Können nicht auch unsere Maschinen „fromm“ werden, auf daß friedliche, ruhige Empfindungen von ihnen ausströmen wie von Egge und Pflug? Es sieht vorläufig nicht so aus. Die Atombombe, die der Menschheit den Garaus machen kann, hat wenig Beruhigendes an sich. Das

Bestürzende bleibt, daß die Naturwissenschaften uns immer weiter vorwärts drängen, nach neuen Offenbarungen zu suchen. Physik, Biologie, Chemie wandeln täglich das Bild unserer Welt. Der französische Wissenschaftler Jean Rostand hat in Chicago erklärt, durch künstliche Befruchtung, — mit den nötigen Zutaten —, werde es möglich sein, den Menschen intelligenter, mutiger, stärker zu machen. Damit ist das Reich der „Mütter“ betreten, das unbetretene, nie zu betretende Reich. Energien und Kräfte, mit denen die Schöpfung arbeitet, die „ungebändig“ alles zerstören, liegen in feuerfesten Kassetten, bis der Mensch, dieses kümmerliche Geschöpf der Schöpfung, den Deckel lüpfte und unübersehbare Folgen heraufbeschwört. Entweder hört auf unserem Planeten jedes menschliche Leben auf, so nach dem vierten oder fünften Weltkrieg etwa, oder die Menschheit unterstellt sich noch rechtzeitig einer einzigen Regierung. Fragt sich nur — welcher?

Utopien solcher Art sind ein beliebter Lesestoff geworden; Weltuntergänge broschiert und in Leinen, in vielfältiger Ausstattung und Preislage bietet jeder Buchladen dem bedrückten Zeitgenossen feil. Hellseher, oder vielmehr Schwarzseher der Zukunft, die ihm jede weitere Lust an ihr vergällen. Rund um den Erdball gelenkte radioaktive Wolken, die die Gewebe aller Lebewesen zerfressen. Pest mit bakteriologischer Kriegführung, völlige Vernichtung wichtiger Städte und Industriezentren stellt die Maschine dem homo sapiens in angenehme Aussicht. Die ausersehenen Opfer dieser universalen Liquidierung schütteln bedauernd den Kopf, — gehen dann gemächlich zur Tagesordnung über. Das Fürchterliche, Höllische wird zwar zur Kenntnis genommen, aber auch gleich ad acta gelegt; die innere Richtung unseres Daseins beeinflußt es nicht. Selbst Minister und Staatsmänner sehen das ein, aber diese Einsicht bestimmt nicht ihre Absicht.

Wir haben die Maschine noch nicht aufgenommen in unser „leitendes“ Bewußtsein. Sie hat unser geistiges Verdauungssystem in Unordnung gebracht und die Menschheit scheint über kein Mittel der Selbstheilung zu verfügen. Der Verstand ist am Ende; das Verlangen wird laut, die überlieferte Religion zur Gesundheit aufzurufen. Der religiöse Gedanke ist von neuem in Bewegung geraten, aber ob ein Erfolg gewährleistet ist, bleibt doch sehr fraglich.

*

Die Vermutung ist irrig, daß Religion, wenn erforderlich, „jederzeit“ wieder eingeführt werden kann. Die Zeit muß „erfüllt“ sein, wie es in der Bibel schon heißt. Die heutige Zeit bringt eher die Neigung zum seelischen Nihilismus hervor. Diese Linie, ins Metaphysische fortlaufend, könnte zur buddhistischen Religion hinführen, die Schöpfung und Dasein verwirft. Aber das Christentum kann nicht bestehen, ohne der Welt einen „Sinn“ zu geben. Dieser Sinn müßte wieder verständlich, einleuchtend, triftig gemacht werden. Dem Menschen ist mehr genommen worden als nur Haus und Hof, Acker und Vieh, Weib und Kind und alles, was sein ist. Wenn er umherblickt, ist das Fromme, das Tüchtige, das Gute nicht mehr das Alltägliche und Selbstverständliche. Wo ist für ihn in all dem noch ein Sinn zu entdecken? Das alltägliche Leben hat mit Religion nur noch sehr wenig zu tun, oder man müßte noch so sein wie der Großvater war. Bei den jungen Menschen herrscht stärkstes Mißtrauen gegen alle Ideologie; sie haben sich an ihr die Finger verbrannt und möchten sich nicht wieder damit befassen. In allen Ländern verhalten sie sich spröde gegen allgemeine Gedanken, Richtungen, alles Geistige. Nur wer die Schwielen der Maschine selber an Händen trägt, vermag die Jugend zu überzeugen, auf sie zu wirken. Nichts steht mehr fest, die sieben Säulen der Weisheit sind schnöde geborsten. Die Wahrheit zu kennen ist keinem gegeben und so zu handeln, als habe man sie in Erbpacht genommen, beschwört nur Unheil herauf.

So kommt es im öffentlichen wie im privaten Leben an auf Freundlichkeit und Toleranz, auf die „Liebe“; nicht auf die Gabe, in die Zukunft zu schauen, oder gar sie zu planen. Das Kommende ist immer ungewiß. Wenn uns die Erkenntnis behindert an der Liebe, müssen wir die Erkenntnis preisgeben. Wir haben furchtbare Beispiele erlebt, wo Männer angeblicher Wissenschaft einer angeblichen Erkenntnis zuliebe die Liebe preisgaben. Der Geist irrt in zerklüfteten Räumen umher, wohin ihn die Erkenntnis entführte, aber Leitsätze für sein menschliches Verhalten, für die „Liebe“ fand er dort nicht. Die „Erfindung“ der Atombombe war Erkenntnis und gehört in die Physik; die „Anwendung“ der Atombombe gegen Menschen war unsittlich und gehört in die Ethik.

*

Der große Sinn ward verlassen, klagt Laotse, das alte Ohr der Chinesen. Kann man es dahin bringen, Geist und Tat, Physik und Ethik zusammenzuführen? Handeln ohne Sinn richtet die Welt zu Grunde; Sinn ohne Handeln richtet sie nicht auf. Herz und Verstand, Erkenntnis und Liebe vereinigt, könnten auch eine Atombombe entschärfen, den Menschen lehren, mit der Maschine umzugehen, ohne die Liebe preiszugeben, ohne gleich zu zerstören. Das Ethos der Maschine liegt immer im Menschen, liegt darin, wie er sie nutzt. Zwischen Maschine und Mensch, zwischen Forscher und Weisem hat sich ein Abgrund aufgetan, der die Liebe zu verschlingen droht und mit ihr die Würde des Menschen, die Humanität. Wissen ist Macht, aber wie — wenn die Macht zum Bösen genutzt wird? —

„Mit Gesetzen regiert man ein Land. Mit List führt man Krieg. Mit Nicht-Tun gewinnt man das Reich. Woher weiß ich, daß es so ist? Daher: — je mehr Beschränkungen und Verbote im Reich, desto ärmer wird das Volk. Je mehr Waffen im Volk, desto unruhiger wird das Land. Je mehr Verfügungen und Gesetze, desto mehr Diebe und Räuber. Je erfinderischer das Volk, desto ungewöhnlichere Dinge geschehen. Darum spricht der Heilige: — Ich tue nichts, und das Volk wandelt von selbst. Ich liebe die Ruhe, und das Volk wird von selbst redlich. Ich bin frei von Geschäftigkeit, und das Volk wird von selbst reich. Ich bin ohne Wunsch, und das Volk wird von selbst einfach“.

Das könnte heute geschrieben sein, — in China natürlich.

Halten wir uns lieber die alten Ohren zu.



Die Neustrelitzer Stadtkirche wurde nach einer völligen Außen- und Innenrenovierung am Sonntag, 5. Mai 1968, durch den mecklenburgischen Landesbischof Dr. Beste mit einem feierlichen Gottesdienst eingeweiht. Der Innenraum ist weitaus heller geworden. Die alten Gedenktafeln im Innern der Kirche wurden entfernt und dafür in der Vorhalle zum Markt ein Denkmal in Sandstein errichtet, „Den Opfern aller Kriege“ gewidmet. Auch der Altar wurde neu gestaltet und mit einer Mensa von Sandstein versehen. Ein großes Kreuz mit Corpus aus Kupfer und Silber wurde geschaffen. Wegen seiner modernen Formgebung ist es zwar in der Gemeinde noch umstritten, aber zum Mittelpunkt geworden und zieht die Blicke auf sich. Auch die Akustik in der Kirche hat sich sehr verbessert, nachdem die „Buchten“ im Kirchenschiff und auf der ersten Empore entfernt sind. — Am Nachmittag des 5. Mai wurde unter der Leitung von Kirchenmusikdirektor Hans Borlisch mit der Singakademie Händels „Messias“ vor 800 Zuhörern aufgeführt.

Museumsdirektor Dr. Otto Fahlbusch, Göttingen, 80 Jahre

Dr. Otto Fahlbusch konnte in diesem Sommer sein 80. Lebensjahr im Kreise seiner großen Familie begehen. — Die Verdienste von Otto Fahlbusch um Göttingen und den Kreis Göttingen sind nicht hoch genug einzuschätzen. Vor allem ist es ihm zu danken, daß das Städtische Museum am Ritterplan völlig neu nach modernen Gesichtspunkten aufgebaut wurde. Als jahrelanger Leiter des Göttinger Geschichtsvereins hat er durch Vortragsabende und stetige Studien-Fahrten in die nähere und weitere Umgebung eine dankbare Anhängerschaft erworben, deren Tradition der jetzige Stadtarchivdirektor Dr. Walter Nissen in vorbildlicher Weise fortsetzt. Nach seiner Pensionierung widmete Otto Fahlbusch sich ganz der wissenschaftlichen Forschung.

Sein Hauptwerk ist betitelt „Der Landkreis Göttingen in seiner geschichtlichen, rechtlichen und wirtschaftlichen Entwicklung“. Göttingen, 1960, IX, 259 S.

Museumsdirektor i. R. Dr. Ludolf Fiesel 80 Jahre

Dr. Ludolf Fiesel konnte am 13. Juli 1968 im Kreise seiner Familie den 80. Geburtstag begehen. Wir gratulieren dem Jubilar herzlich. Viele Jahre hat er in Mecklenburg zuerst als Gymnasiallehrer in Doberan und Rostock, später als Archivar und Museumsdirektor gewirkt. Gleichzeitig nahm er einen Lehrauftrag für Geschichte an der Rostocker Universität wahr. — Im „Carolinum“, 33. Jg., Nr. 47, S. 17—21, haben wir aus seiner Feder einen vorzüglichen Überblick über „Rostocks wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung bis zum 19. Jahrhundert“ veröffentlicht, der gerade in dieser Zeit der 750-Jahrfeier der See- und Hansestadt Rostock wieder aktuell geworden ist. Möge Ludolf Fiesel noch manches Jahr der Gesundheit und Schaffenskraft beschieden sein.

Der Bildhauer Fritz Behn 90 Jahre

Professor Fritz Behn wurde 1878 auf seinem Landgut in der Nähe von Krakow in Mecklenburg geboren. Schon mit 31 Jahren wurde ihm die Ehre zuteil, von dem Prinzregenten Luitpold von Bayern zum Professor ernannt zu werden. Seine geniale, sprühende Natur führte ihn als Künstler und Mensch die verschiedensten Wege. So versuchte er sich auch als Maler und Schriftsteller, unternahm Reisen ins nahe und ferne Ausland und gab eine Reihe von Werken heraus, von denen wir nur sein Buch „Ein Bildhauer in Afrika“ nennen wollen. Sein Konterfei stellte uns liebenswürdigerweise der J. F. Lehmanns Verlag, München, zur Verfügung, aus dessen Band „Künstler und Werke“ wir in Heft 49 die Skulptur „Mädchen mit Hut“ von Clemens Pasch und in diesem Jubiläumsheft die „Madonna Immaculata“ von Elmar Diez veröffentlichten.





Der Forscher und Archivar
Friedrich Lisch 1801—1883

Das Leben und Werk dieses großen Mecklenburgers droht, abgesehen von den Historikern, in Vergessenheit zu geraten. Daher hat Annalise Wagner im „Carolinum“, 29. Jg., Nr. 38, 1963, auf S. 88/89 seine Persönlichkeit und sein Wirken skizziert. Wir bringen in diesem Jubiläumshft sein Bild, das weithin unbekannt ist, um die Erinnerung an ihn wachzuhalten, den 1801 in Alt-Strelitz geborenen Begründer des 25 Bände umfassenden Mecklenburgischen Urkundenbuchs vom Jahre 756 bis 1400, dessen erster Band 1863 erschien. Zitiert wird es unter der Abkürzung M. U. B. Seine „Gräberkunde“ war eine Pioniertat ersten Ranges. Er entdeckte das Dreiperiodensystem — Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit — gleichzeitig und unabhängig von einem dänischen Gelehrten. — An der Persönlichkeit von Friedrich Lisch können wir feststellen, daß das Genie auch unter ungünstigsten Umständen sich durchsetzt, wenn der Wille stark genug ist. — Das Porträt wurde 1854 von Ph. Fischer-Poisson gemalt.



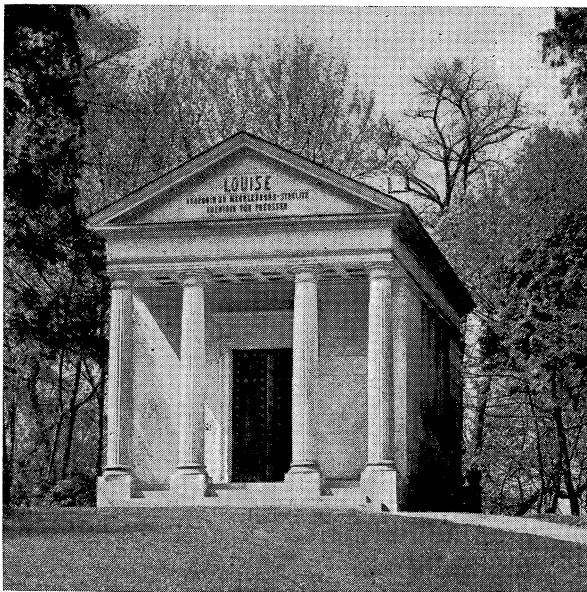
Wallensteintaler von 1629. Im Wappen der mecklenburgische Stierkopf. Wallenstein wurde 1629 mit dem Herzogtum Mecklenburg belehnt.

Wilhelm Ternite (zum Bild der Königin Luise)

Wilhelm Ternite, Bildnis- und Historienmaler, auch Miniaturmaler und Litograph, wurde am 5. September 1783 in Neustrelitz geboren und starb am 22. Oktober 1871 in Potsdam. 1810 wurde er aus Neustrelitz nach Berlin berufen. Er war Teilnehmer an den Befreiungskriegen. 1816/17 hält er sich in Rom auf. Im Auftrage des Königs wird er nach Paris gesandt zwecks Reklamation der von Napoleon entführten Kunstwerke. Dort verbleibt er bis 1823 als Schüler bei dem berühmten Historienmaler Antoine Jean Gros, der die Malereien in der Kuppel des Pantheons ausführte. W. Ternite zeichnete die Königin Luise auch auf dem Totenbett (Pastell).

Heinrich der Löwe
(geb. 1129 — gest. 1195 in Braunschweig)

Herzog von Bayern und Sachsen, förderte die Ausbreitung des Deutschtums in Mecklenburg und Pommern, gründete die Städte Lübeck und München, stiftete 1154 das Bistum Ratzeburg und ließ den herrlichen Dom erbauen, der als die Krone von allen ältesten Backsteinbauten gilt. — Das Bild Heinrichs des Löwen ist dargestellt auf seinem Grabmal im Dom zu Braunschweig.



*Mausoleum der Königin Luise
im Neustrelitzer Schloßgarten*

Deine Hände

Manchmal
folgen meine Blicke
deinen Händen,
wenn du
in der stillen Stunde
leise durch das Zimmer
gehst,
wenn du
bunte Blumen ordnend
vor der schlanken Vase
stehst,
wenn
den Faltenwurf der Decke
du – versonnen – zärtlich
streifst
oder
aus der Fülle wählend
ein dir liebes Buch
ergreifst.

Ein Leuchten
liegt auf allen Dingen
und aller Dinge Geist
bist du.
Und lächelnd schauen
die Penaten
wie ich
dem Zauber
deiner Hände
zu.

Goede Genrich

Das 5. Marburger Treffen

vom 27.–29. September 1968 im Kurhotel Ortenberg



Studienrat Karl August Petrowsky †

lung unserer Zeitschrift, indem wir unseren Lesern sein Bild vor Augen führen, das uns erst lange Zeit nach seinem Tode zuing. — Durch die Bemühungen und die Freundlichkeit von Oberlandesgerichtsrat Dr. Siegfried Runge, Heidelberg, sind wir schon vor einiger Zeit in den Besitz eines Nachrufes für unseren verehrten Lehrer, den späteren Direktor des Friedländer Gymnasiums, Dr. Philipp Illmann gekommen. Dieser wurde im Jahre 1941 von einem seiner Schüler, dem Pfarrer G. Peters in Berlin-Schöneberg verfaßt. Trotz der fast 30 Jahre, die dazwischen liegen, werden die ehrenden Worte, so glauben wir, ihren Wert und ihre Wirkung nicht verloren haben.

Der Verfasser des Aufsatzes „Die Glocken von Sankt Elisabeth“, Dr. Edmund Schroeder hat eines der schönsten Bücher über Mecklenburg geschrieben: „Mein Mecklenburger Land“. Bild einer deutschen Landschaft. Erschienen in dem damaligen Petermännken-Verlag, der heute vom Hinstorff Verlag in Rostock mit übernommen ist. Die 2. Auflage 1958 brachte schon das 20. Tausend. Der 399 Seiten starke Band ist mit vortrefflichen Zeichnungen von Karl Henneemann versehen. Wer das Buch nicht kennt, dem raten wir zu baldigem Kauf oder doch zur Lektüre. — Die Bilder zu unserem Aufsatz wurden uns freundlichst von dem Magistrat der Universitätsstadt Marburg a. d. Lahn zur Verfügung gestellt, wofür wir auch hier herzlich danken. — In dem Bericht der Montrealer Zeitung mit dem Titel „Abenteuer eines deutschen Dichters im Exil“ gibt das Blatt einen interessanten Überblick über das Leben unseres Caroliners Hermann Rössler, der so recht die humorvolle, ironische Art des Schriftstellers aufzeigt. Hermann Rössler hat eine Reihe von kleineren und größeren Beiträgen im „Carolinum“ veröffentlicht. In Jg. 26, Nr. 31, 1960, auf S. 67 und 70 treten er und seine Frau Ilse geb. Brodé uns im Bild gegenüber. — Staatsarchivrat Dr. Paul Steinhmann schildert in seiner Chronik u. a. das Reitergefecht bei La Chaussée, an dem die Mecklenburg-Strelitzer Husaren teilhaben. Daran wird auch der nicht vorübergehen können, der sonst wenig für Geschichte interessiert ist. Vor allem werden die alten Soldaten, insbesondere die Kavalleristen, diese Seiten in sich aufnehmen. — Der 85jährige Hermann Bruns wigt führt uns in der Weisheit des Alters noch einmal an die eigentlichen Quellen des Lebens. Dafür sei ihm über die Meere hinweg gedankt. — Goede Genrichs Gedicht „Deine Hände“ wurde 1962 von Theodor v. Krogh vertont. — Auf den symbolischen Charakter des Gedichtes „Der Hirtenknab“ brauchen wir wohl kaum hinzuweisen. — Die Rubrik „Bücher und Buchbesprechungen“ muß aus Raumgründen dieses Mal leider wegfallen.

Hinsichtlich des Heftes 49 ist folgendes nachzutragen: Das Bild des Pfarrhauses in Schwarz/Mecklenburg auf S. 115 und den darunter stehenden Text verdanken wir Rechtsanwalt Dr. Hermann Stech, Hannover. — Das Bild von Edmond von Chasot verschaffte uns nicht Rudi Knöfel, sondern sein Bruder Walter Knöfel in Lübeck. Wir bitten die Verwechslung zu entschuldigen. — Das Foto in Heft 48, S. 126 ist eine Gabe unseres Abiturienten Dr. Erich Kassa, Bonn-Venusberg. — (Wir bitten bei dieser Gelegenheit, eingesandte Bilder stets mit Namen und Adresse des Spenders zu versehen, besonders, wenn Rückgabe gewünscht wird.)

Das Leben des von uns auf S. 44 unseres Heftes erwähnten Musikers und Freundes von Fritz Reuter, Johannes Schondorf, hat uns Karl August Petrowsky in Jg. 28, Nr. 36 auf S. 99–105 ausführlich und liebevoll geschildert, auch mit dem ausdrucksvollen Bild des Künstlers versehen und uns Mecklenburgern damit ein dauerndes Geschenk gemacht. Wir können nur empfehlen, diesen Aufsatz noch einmal in einer stillen Stunde vorzunehmen. Karl August Petrowsky aber, der in seiner Bescheidenheit seine Artikel und Aufsätze in unserem „Carolinum“ nur mit K. A. P. zeichnete, danken wir noch einmal für seine Mitarbeit und sein Interesse an der Entwick-

Studienrat i. R. Dr. phil. Ernst Meyer †

Nach längerem Leiden, das ihn oft für Wochen an das Bett fesselte, ist unser lieber Kollege Dr. Ernst Meyer am 15. August 1968 im Alter von 80 Jahren aus dem irdischen Leben gegangen, betrauert von seiner Gattin Martha Meyer geb. Reuter, die ihm stets eine treue Stütze bei allen seinen wissenschaftlichen Arbeiten war, und von Kindern und Enkelkindern.

Mit Ernst Meyer, dessen Leben und Werk wir in Heft 47, S. 89, schilderten, wo wir ihn auch im Bilde sehen, haben wir einen Menschen und Mitarbeiter verloren, der sich nach verschiedenen Seiten hin besonders auszeichnete: durch den Ernst in seiner beruflichen Arbeit, durch die unaufdringliche und doch eindringliche Art, wie er es verstand, seine Schüler, vor allem die Sekundaner und Primaner, in den Geist römischen und griechischen Lebens einzuführen und ihnen das Bild edler *humanitas* zu zeichnen. Damit gewann er ihre Herzen und Sinne. Sie werden ihn nicht vergessen.

Darüber hinaus aber hatte er sich, als Lehrer des Carolinums, dessen größter Schüler Heinrich Schliemann war, wenn er auch aus bekannten Gründen schon vorzeitig mit Sekunda-Reife die Schule verlassen mußte, ganz der Forschung von Schliemanns Leben und Schaffen gewidmet, bis ihm nun der Tod die Feder aus der Hand nahm. In diesem seinem Werk, vor allem in den beiden Bänden mit Schliemanns Briefwechsel, die im Jahre 1953 und 1958 im Verlag Gebr. Mann, Berlin, erschienen, hat sich Ernst Meyer ein Denkmal gesetzt, das die Zeiten überdauern wird.

Requiescat in pace!

G. H. P.

Der Hirtenknab

Vom Wiesenhang, vom Bergeshang
schaut' tief ich in das Tal,
am Wiesenhang, am grünen Hang
träumt' ich viel tausendmal.

Und um mich war die Welt ein Meer
von Blüten, Blust und Blau,
umlohte mich, als wenn ich wär
der Königssohn der Au.

Und war doch nur der Hirtenknab
mit nacktem, braunem Fuß,
sah auf der Fluren Lust hinab
mit stillem, sel'gem Gruß.

Dort war ich der Geringste nur,
kaum daß ein Blick mich fand,
hier folgte ich der Feen Spur
im Silberlichtgewand.

Wie war die Welt so weit, so schön,
ein jeder Tag Gewinn.
Nun fragen mich die fernen Höhn:
Wohin des Wegs? Wohin?

G. H. Piehler (1948)

Vermischte Beiträge

zum

Carolinum

34. Jg. - Nr. 50

Göttingen

Herbst 1968



*Kommers der Gymnasial-Abiturienten des Carolinum 1934
(nicht alle Namen sind bekannt)*

linke Seite von vorn: Heinz Joachim Woschke, gef.; Hubertus Pabst v. Ohain, gef.; Friedrich-Wilhelm Holz (aus Mirow) gef. (?); Hans Hiestermann, gef.; —? —; Dr. Meyer †; Otto v. Reden, gef.; Hans Henning Pantel, Dr. phil.

rechte Seite von vorn: Sievert Beythien, gef.; Gerhard Hanck, Pastor; Oskar v. Bonin, gef.; Herbert Schulz, Dr. med. vet.; Reinhold Günther, gef. (?); Dr. Kühl †; St. R. Zummach.

(Das Bild wurde gestiftet von Oberst d. R. Hans Hauptmann)

Geburtstage

Am 13. September kann unser langjähriger Mitarbeiter Dr. Ulrich Berner in Wilhelmsfeld b. Heidelberg im Kreise seiner Kinder und Enkel seinen 80. Geburtstag begehen. Nach einer sehr schweren Hüftentzündung, die ihn längere Zeit an das Bett fesselte, ist er leidlich wieder hergestellt. Voraufgegangen war eine Erkrankung an sogenannter Gürtelrose. Wer aus unseren Heften erfahren hat, mit welchem Eifer Dr. Berner sich bis zuletzt seinen wissenschaftlichen Forschungen und seinen literarischen Neigungen gewidmet hat, der wird verstehen, was die Lähmung seiner Schaffenskraft für ihn bedeutet. So ist unser herzlichster Geburtstagswunsch, daß er sich soweit kräftigt und erholt, um noch einige schon in Angriff genommene Arbeiten zu einem Ende zu führen. — Major a. D. Karl-Joachim Praefcke feierte am 7. Juli 1968 in seinem jetzigen Wohnsitz (298 Norden, Mackeriege 1) im Kreise seiner großen Familie seinen 70. Geburtstag und konnte ihn in alter Frische und

in Frohmut begehen. Er dankt den Carolinern für die ihm von seiten des Vorstandes übermittelten Glückwünsche und läßt alle herzlich grüßen. — Am 22. September 1968 wird unser alter Caroliner Korvettenkapitän a. D. Hermann Brunswig, Argentinien, 85 Jahre alt. Wir gratulieren ihm zu diesem Tage von Herzen und wünschen ihm weiterhin die körperliche und geistige Frische, die er sich bis in dies hohe Alter bewahrt hat. Vor allem aber danken wir ihm für seine stets bewiesene Treue, seine wertvolle Mitarbeit und das große Interesse, das er der Entwicklung unserer Zeitschrift von Anfang an entgegengebracht hat. Im Bild sehen wir ihn in Heft 27, S. 65 (Porträt) und in Heft 41, S. 127, mit seiner Gattin am Tage der goldenen Hochzeit. — Unser Caroliner, Abiturient des realgymnasialen Zweiges, Friedrich Graf Stenbock-Fermor, Professor und Kanzler der Technischen Hochschule Aachen, beging am 16. Juni 1968 seinen 60. Geburtstag, wozu wir ihm herzlich gratulieren. Mancher von uns wird sich seiner, der in die Quarta des Realgymnasiums eintrat, und auch seines Bruders Nils, der vor seiner schweren Erkrankung ein bekannter Maler und Zeichner geworden war, noch erinnern. — Bibliotheksrat i. R. Dr. Rudolf Seippel, Göttingen, feierte am 27. Juli seinen 89. Geburtstag, wozu wir ihm als getreuen Mitarbeiter herzlich gratuliert haben. Den Monat September will er in Meran verbringen.

Verlobt

Ihre Verlobung geben bekannt Vikarin Waltraud Wedemeyer, Neustrelitz, Tochter unseres verstorbenen Kollegen Dr. Otto Wedemeyer, und Pfarrer Christian Stief, Profen/Leipzig. — Hermann Wolter, Lüdersen, Sohn von Dr. Werner Wolter, Patenkind und Neffe von Margarete Wolter, Eichelscheiderhof, mit der Studentin Barbara v. Zielonka, Hannover.

Verheiratet

Gerichtsassessor Ulrich Dietz, Frankenthal, und Christine Dietz geb. Paul, Freiburg, Nichte und Pflөгetochter von Oberstudiendirektor i. R. Hans Paul, Göttingen.

Geboren

Die Geburt ihres Sohnes Jan Asmus Ibke geben bekannt: Renate Heitmann geb. Beutler und Joachim Heitmann. — Willi Cordua: Bei meiner jüngsten Tochter Eva-Maria ist Ulrich Martin Kunze als mein 11. Enkelkind angekommen. Er hat sich dazu genau den 1. März 1968 ausgesucht, um das 200jährige Bestehen meines Geschäftes, Firma Carl Haensch, Rostock, in würdigster Weise durch neues Leben zu ehren. So war dieser Tag in zweifacher Weise ein Tag der Freude und Dankbarkeit für mich und die Meinen. — Dipl.-Ing. Andreas Richter und Sigrid geb. Meltz, Karlsruhe, haben ein Brüderchen Daniel zu ihrer Sibylle bekommen. — Jochem Kotzias und Frau Margarete geb. Praefcke geben die Geburt ihrer Tochter Anna Katharina bekannt (3. Kind).

Examina, Beförderungen pp.

Dipl.-Handelslehrer Klaus Dieter Bischof, Köln, wurde zum Oberstudienrat befördert. — Versehentlich haben wir in H. 41 nicht mitgeteilt, daß Dr. Alfred Bressel mit dem Prädikat „magna cum laude“ promovierte. Wie sehr würde sich wohl unser lieber Mitschüler Dr. med. Erich Bressel zu diesem Erfolg gefreut haben, wenn er das noch erlebt hätte. — Unser Abiturient Rektor Wilhelm Prillwitz, Ratzeburg, ist in den verdienten Ruhestand getreten. Wer ihn kennengelernt hat, weiß, welch ein zuverlässiger und aufrichtiger Charakter er ist, wie ernst er seine Pflichten nahm. Aber damit nicht genug: viele Jahre war es seine größte Freude, neben dem Dienst noch als Stadtarchivar tätig zu sein. Unendlich viele Stunden hat er sich in die alten Akten und Dokumente vergraben, manchen Schatz herausgeholt und vieles durch Schrift und Bild an das Licht des Tages gebracht. Wiederholt hat er auch dem „Carolinum“ mit Rat und Tat zur Seite gestanden, aber seinem Wesen gemäß blieb er im Hintergrund. In Heft 48, S. 119, sehen wir ihn auf dem Primanerbild rechts von Dr. med. F. Rosenthal stehen. — Neithard Stolze wurde zum Landesverwaltungsrat in Münster ernannt.

Gestorben

Am 27. Juli 1968 verstarb die Studienrätin i. R. Käthe Bröcker in ihrem Heimatort Tessin, wo sie im Haus ihrer Vorfahren die letzten Jahre verbrachte. Jahrzehnte hindurch war sie am Oberlyzeum in Neustrelitz tätig und hat sich durch den Ernst in ihrer Lebensaufgabe wie durch ihr freundliches Wesen im außerdienstlichen Verkehr viel Zuneigung erworben. Wir werden ihr im nächsten Heft einen besonderen Nachruf widmen. — Frau Käthe Mathews, Frau des Bruders unseres kürzlich verstorbenen Abiturienten Richard Mattheus ist am 26. Juli 1968 in Neustrelitz verstorben. Ihr Mädchenname lautete Käthe Handwerk. Vor ihrer Heirat

war sie eine Reihe von Jahren Opernsängerin am Staatstheater in Neustrelitz. — Am 1. Juli 1968 verstarb in Gaggenau der Caroliner Studienrat i. R. Ernst Preuss. Er war einer der begabtesten Schüler, die das humanistische Gymnasium Carolinum aufzuweisen hatte, durchlief alle Klassen als Erster und hielt beim 100jährigen Jubiläum als primus omnium die Rede beim Fackelzug. Sein Intimus war Dr. Hans Fründt, der ihm zu Beginn des Jahres im Tod vorausgegangen ist. Die letzten seiner Primanerfreunde sind Studienrat i. R. Walter Raban in Lübeck und Dr. Urbahn in Zehdenick. Sein Bruder Otto Preuss, ebenfalls Caroliner, weilt noch unter den Lebenden. Während des letzten Krieges traf Ernst Preuss ein schwerer Schlag: Sein Sohn fand als U-Boot-Kommandant den Tod. — Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren. — Käthe Sonntag, die Schwester von Olga Vorbeck, ist in ihrem Wohnsitz in Berlin-Keramdorf nach längerer Krankheit am 22. Februar 1968 verstorben. — In Wittenburg verstarb im Januar 1968 Frau Ellie Lebahng geb. Benzin aus Neustrelitz (Seestraße) nach langem schweren Leiden im Alter von 78 Jahren. Ihren Gatten verlor sie schon 1935 und ihr Sohn starb 1945 in der Haft. — Kurz nach Vollendung seines 40. Lebensjahres starb ganz plötzlich und unerwartet durch einen Betriebsunfall im Juni d. J. der Ingenieur grad., cand. rer. pol. Kurt Ubel, Inhaber der Firma Ewald Weise & Co. in Berlin. Dies zeigt in tiefer Trauer Frau Dorothea Ubel geb. Zeitz auch im Namen der Familie an. — Den Verkehrstod beim Spiel erlitt mit 4½ Jahren Insa Margarete Krahnke, Tochter von Matthias Krahnke und Irmgard Krahnke geb. Praefcke, Soest, und Enkelin von Carola und Jochen Praefcke, Norden. — Frau Margot Meissner, Aachen, und ihre Kinder Christa und Barbara beklagen den Tod ihrer Mutter und Großmutter Margarete Kriewis geb. Peper, die in sehr hohem Alter Ende Juni in Greifswald verstorben ist. — In Mainz verstarb unser Caroliner Professor Dr. med. Georg Brandt, Direktor der Chirurgischen Universitätsklinik. Wir haben seinen Lebenslauf und sein Wirken im „Carolinum“, 27. Jg., Nr. 33, S. 69/70, eingehend gewürdigt und von seinen 60 Publikationen und seiner Mitarbeit an bedeutenden internationalen Handbüchern für Chirurgie gesprochen. Vor allem wurde neben seiner hohen ärztlichen Qualifikation seine menschliche Teilnahme am Schicksal seiner Patienten gerühmt. So betrauern wir einen Absolventen unseres humanistischen Gymnasiums Carolinum, der als Arzt wie als Mensch eine weit über das Durchschnittsmaß hinausgehende Größe aufzuweisen hatte. Sein Tod ist ein herber Verlust für die medizinische Wissenschaft und für uns Caroliner. — Unser Caroliner, der Industriekaufmann Kurt Dieckmann starb nach langem, schwerem Leiden (Krebs). Die 3 Brüder Dieckmann besuchten das Carolinum bis zum Abitur.

Aus Briefen

Ernst Rosenhainer: Die Nachricht vom Ableben unseres Kollegen Kirchner hat mich mit Trauer erfüllt. Er war ein guter Kamerad und lieber Freund seit Jahrzehnten. Wir werden ihn nicht vergessen... Der Besuch unseres Sohnes Günter mit Frau aus Springfield (Ohio) USA [Dr. med. und praktischer Arzt] brachte uns eine große Freude. Wir verlebten am Bodensee acht herrliche sonnige Tage und genossen die Schönheit des Wassers und des Ausblicks auf den See und die Alpen. Unser Sohn Horst fuhr uns in seinem Wagen zu manchem entfernteren Ort und stillem Winkel... Unser ehemaliger Schüler Paul Freiberg schrieb mir, daß er in Rostock am 10. November 1967 den Doktor gemacht habe. Er war immer sehr zielstrebig, machte das Abitur als Externeer. — Willi Cordua: Mit meinen Enkelkindern war ich 14 Tage in Neustrelitz. Wir haben in sieben verschiedenen Seen der Umgebung gebadet: im Glambecker See, im Langen See, im Krebssee, im schmalen Luzin, im Staubecken des Linde-Baches in Burg Stargard, in der Woblitz und in der Lieps bei Prillwitz. Wir hatten dauernd das schönste Sommerwetter. In Feldberg waren wir natürlich bei Dokting Westphal und haben auf dem Hauptmannsberg mit seiner weiten Übersicht Kaffee getrunken. In Weisdin lebt noch ein Jugendfreund von mir, zuletzt hütete er dort die Schafe; bei dem waren wir zum Mittag und Kaffee und Kuchen. Anschließend badeten wir im Langen See. Wo einst die Schafwäsche war, ist jetzt ein Badesteg mit einem 3-m-Turm mit Sprungbrett. Das Schönste auf der ganzen Reise war Zippelow, die Heimat der Mutter, mit den alten Menschen, denen der Name Cordua noch gut bekannt war. — Christian Bourjau: Ich besuchte den Deutschen Apothekertag in Berlin vom 27. bis 29. Oktober 1967 in Berlin. Es war ein denkwürdiges Wiedersehen mit Berlin nach genau 25 Jahren! Und erschütternd dazu. Die vielen Erinnerungen von damals und keiner von meinen Lieben noch am Leben. Nach dem Besuch der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche am Anfunftsnachmittag hatte ich es überwunden und war empfänglich für die Gegenwart. Ich wohnte bei meinem alten Freund Rudi Knacke aus Alt-Strelitz, dem Pächter der Moabiter Apotheke. Ein Opernbesuch (Meistersinger) war der Höhepunkt. Nebenbei bemerkt, einer der ganz wenigen Geburtstage, die ich in meiner Geburtsstadt verbrachte. — Heinz Wegner: Abgesehen von vier meiner ehemaligen Mitschüler haben alle übrigen von damals die Heimat verlassen. Ingeborg Mexner hat sich, wie ich hörte, nach Friedland hin verheiratet. Melitta Kasten ist nach Rostock gegangen. — Dr. Erich Kassa: Die Fahne des früheren Realprogymnasiums

und späteren Realgymnasiums auf dem mitgesandten Bilde habe ich in den Jahren 1920 und 1921 bei besonderen Anlässen und stets beim Einzug vom Turnen in die Stadt getragen. Was mag wohl aus ihr geworden sein? Aus dem Nachlaß meiner Mutter stammt das Bild, das Herrn Professor Goebeler in den dreißiger Jahren mit wanderfreudigen ehemaligen Schülern und Freunden zeigt. An vielen Sonntagen pflegte er solche Wanderungen zu unternehmen. [Von Dr. Kassau stammt also das Foto in Heft 48, S. 126, für das wir ihm seinerzeit schon gedankt haben. Wer kennt den Namen des Forstmannes auf dem Bild? Kann es wohl Forstmeister Wenzel sein?] — Prof. Dr. Westphal: Auf die diesjährige Marburger Zusammenkunft freue ich mich schon sehr! Wer wird die Predigt beim Festgottesdienst halten? Das ist für mich immer der Höhepunkt des Treffens. Sehr gefreut habe ich mich, daß die plattdeutsche Predigt von Landessuperintendent Schreiber im „Carolinum“ abgedruckt worden ist. Die vorhergehende von Pastor Michaelis, Hamburg, war hervorragend! Meine Frau sagte mir, sie hätte solche Predigt kaum je gehört. Ich habe es sehr bedauert, daß sie nicht im „Carolinum“ erschienen ist. . . Ich sitze noch schwer in der Arbeit. Man hat mir die Neuherausgabe eines vor 35 Jahren von mir bearbeiteten Atlases über Rindviehhaltung mit Erweiterung auf die EWG- und EFTA-Länder aufgetragen. Die Druckkosten werden vom Europarat getragen, auf Honorar habe ich verzichtet. — Dr. med. Walter Rust: Ich ziehe innerhalb Lübecks um an die Wakenitz (die ebenso wie die Trave diese schöne alte Hansestadt durchfließt) in eine neu erstehende Wohnsiedlung. Die Straße ist auf meinen Antrag und Wunsch „Strelitzweg“ benannt worden. Wir Junioren der Rusts mit unseren drei Kindern freuen uns, künftig in dieser Straße wohnen zu können, zumal auch die Familie meiner Frau Jutta geb. Krage aus dem Neustrelitzer Raum stammt und mein Schwiegervater Otto Krage ebenso Alt-Carolinier ist wie mein Vater Werner Rust. — Dr. Paul Steinmann: Die letzten beiden Manuskripte haben mir sehr viel Mühe gemacht, was bei dem schlechten Zustand meines Befindens kein Wunder. Die Augenkraft hat nachgelassen, Ischias und rheumatische Finger quälen mich. Aber ich habe mich, um mit unserem verehrten Lehrer Nahmmacher zu sprechen, immer wieder energisiert. Ich wundere mich selbst, daß ich es noch geschafft habe. — Walter Parisius: Ich arbeite an einer Zusammenstellung allgemein interessierender Humoresken aus meinem Lebenslauf. 15 Tage konnte ich in Dresden verbringen, wo der Zwinger völlig in alter Weise wieder hergestellt ist. Täglich besuchen Tausende die dortigen Gemäldesammlungen.

Robert Buhrow: In Heft 49 unseres „Carolinum“ hat mir der Beitrag von Carl Risch „De Möllenstrat“ ganz ausnehmend gefallen. Seine in so warmem Mecklenburger — und spezifisch Neustrelitzer Plattdeutsch gehaltene Schilderung läßt ein idyllisches Bild aus unserer Jugendzeit entstehen, das mir fast entfallen war. — Dr. W. Gernentz: Unter den durchweg guten Aufsätzen des neuen Heftes hat mich diesmal besonders interessiert die Arbeit von Ulrich Fischer über den Altar-Aufsatz der Malchiner Kirche. Wenn man in dem Chorraum des Ratzeburger Domes nach seiner Erneuerung gesehen hat, wie sehr der Raum durch die Wiederaufstellung seines gotischen Altarschreines (nach Entfernung des übergroßen Barockaltars) gewonnen hat, möchte man wünschen, daß auch in Malchin der alte gotische Altar-Aufsatz wieder seinen alten Platz einnehme. Er ist schon 1957 wiederhergestellt worden, womit ein schon von Schlie in seinem Inventarwerk Bd. V S. 97 nachdrücklich vorgetragener Wunsch erfüllt wurde: „Wenn irgend ein mittelalterliches Kunstwerk eine bessere Erhaltung und Wiederherstellung verdient, ist es dieses Triptychon“ — Meine wohl letzte größere Arbeit, die Übersetzung des Güstrower Kalandbuches vom Jahre 1502 habe ich zum Abschluß gebracht. . . Das Museum, in dem ich im November eine 15jährige ehrenamtliche Betätigung aufzuweisen habe, wird mit allen Sammlungen etwa 1971 in das Güstrower Schloß nach dessen völliger Erneuerung verlegt werden. . . Gefreut habe ich mich über das Bild des Pfarrhauses in Schwarz (S. 115), wo ich als Kind bei dem Vorgänger von Propst Ehlers, dem Pastor Hermann Köhler, dessen Frau eine Schwester meiner Mutter gewesen ist, mehrfach wochenlang zu Besuch sein durfte und das Baden im dortigen an den Pfarrgarten angrenzenden See besonders genießen konnte. — Carl Risch: Ernst ist die Mahnung „Gesellschaft“ und hat das große Verdienst, die erste kritische Gesamtausgabe von Händels in Wort und Schrift! Da liegt die Aufgabe für die Gegenwart. Sie wendet sich an jeden einzelnen, besonders an die Lehrer und auch an die Schriftsteller. Bei der Beschäftigung mit dem großen dänischen Dichter Hendrik Conscience (de Iewuw van vlaanderen) wurde mir so recht deutlich, wieviel mehr sinnliche Bildhaftigkeit das Niederdeutsche aufweist als das Hochdeutsche. — Gertrud Gersdorf geb. Behrens: Meine Schwester, Frau Marianne Haack, wohnt nun schon seit 35 Jahren in dem Ivenacker Pfarrhaus, das in Heft 48 auf S. 26 abgebildet ist. — Käthe Mombberger geb. Graack: Sämtliche Beiträge in Heft 49 waren diesmal sehr interessant, besondere Freude machte mir der plattdeutsche Beitrag von dem alten Neustrelitzer Reg.-Rat Carl Risch „De Möllenstrat“, der Kindheitserinnerungen in mir wachrief. Ich freue mich jetzt schon auf das Jubiläumsheft im September. — Dr. Paul Alms: Sehr interessant war mir wieder das Heft 48. Vorzüglich der Aufsatz „Eid des

Hippokrates“ von Brunswig . . . Ich fühle jetzt meine Jahre (85) in körperlicher, weniger in geistiger Kraftabnahme. — **Margarete Sauter**: In Heft 48 erscheint auf S. 126 ein Bild mit Professor Göbeler und seinen früheren Schülern. Der Forstmann darauf sieht meinem Vater, dem Oberforstinspektor in Strelitz (Alt), Viktor Wentzel, frappant ähnlich. **Obwohl er es zeitlich kaum sein kann (geb. 1829)** — er war bis 1908 im Dienst und lebte dann noch bis 1913 in Neustrelitz — wäre ich für eine Aufklärung über die Persönlichkeit dankbar. (Wer kennt den Forstmann? Nachricht an die Schriftleitung erbeten.) — **Berta Frfr. von Seckendorff**: Eine große Freude und Überraschung war Heft 48, das u. a. die Geburt meines Enkels brachte. Der Artikel „In Wendish Lands“ fand mein größtes Interesse und rief viele schöne Erinnerungen wach. Unvergeßlich sind mir die Fahrten mit meinem Mann auf der Müritz, dem Fleesensee und Plauer See. — **Dr. med. Hermann Flach**: Wenn der Tod meines Schwagers Hermann Warcke auch für ihn bei seinem hohen Alter über 90 Jahre eine Erlösung war, so vermissen wir ihn doch sehr. Viele Jahre hindurch war er im Sommer 1 bis 2 Monate bei uns. Er war auch der letzte, mit dem ich über das alte Neustrelitz und die eigene Familie sprechen konnte . . . Seine Beerdigung war würdig, und sehr eindrucksvoll die musikalische Umrahmung durch die Mitglieder des Theaterorchesters. Wir haben jetzt keine eigentlichen Bindungen mehr zu Neustrelitz, aber wir werden doch von Zeit zu Zeit hinfahren. — **Carl Risch**: Als Heimatdichter war **Max Götz**e bekannt und beliebt, auch im „Quickborn“, der Zeitschrift Hamburger Freunde der niederdeutschen Sprache und Literatur, lobend erwähnt . . . Ich bin am 25. Februar auf meiner Diele gestürzt. Der rechte Arm war ausgekugelt, der linke gebrochen. —

Dorothea Hardt: In Heft 49 machte den stärksten Eindruck auf mich das Gedicht „Der Schrei“ und „Das Märchen von der schwarzen Taubnessel“.



Die Octava des Gymnasiums Carolinum im Sommer 1911

Von rechts nach links (1. Reihe vorn): **Hans Völker, Siegfried Mahnke, Werner Kunitz, Hans Streitenfeld.** — 2. Reihe: **Joh. Engelbrecht, Karl Müller, Werner Genschow, Otto Sickert.** — 3. Reihe: **Herbert Schwandt, Herm. Piehl, Karl Ebert, Fritz Meier.** — 4. Reihe: **Erich Wolfsohn, Kurt Wolter, Willi Granzow, Rudolf Fröhmkcke.** — 5. Reihe: **Walter Blank, Werner Praefcke, Herbert Krüger, Martin Schröder.**
Am Ofen Lehrer **Benzin.**



Bürgermeister Hofrat
Ewald Wohlfahrt

stammte aus Alt-Strelitz, besuchte das humanistische Gymnasium Carolinum in Neustrelitz, bestand Ostern 1869 das Abiturientenexamen und studierte in Jena Jura. Jahrzehnte hindurch war er Hofrat und Bürgermeister in der damaligen Haupt- und Residenzstadt Neustrelitz. Dem Mecklenburgischen Landtag, der abwechselnd in Sternberg und Malchin tagte, gehörte er als einziger Bürgermeister des Landes nicht an, weil die Herzöge von Mecklenburg-Strelitz selbst bestimmen wollten, was in der von ihnen 1733 gegründeten neuen Residenz zu geschehen habe. Es sei vermerkt, daß unter Wohlfahrts Ägide Neustrelitz als eine der ersten Städte in Mecklenburg Kanalisation und Wasserleitung erhielt, nachdem es vorher schon mit Gasbeleuchtung versorgt war.

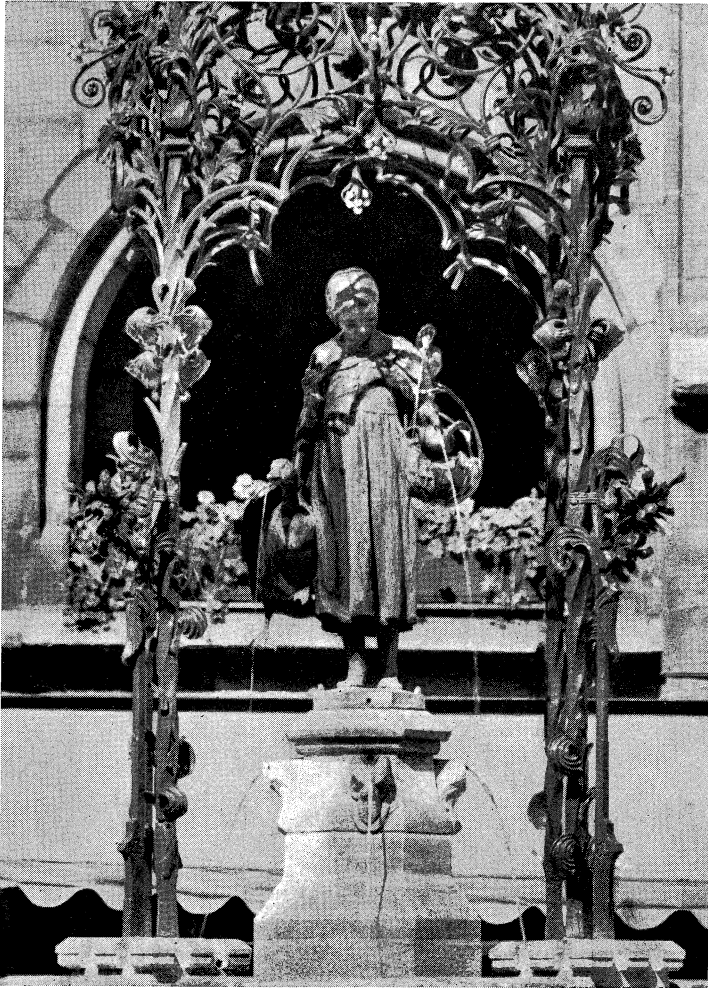
Viele werden Hofrat Wohlfahrt noch im Gedächtnis haben, wie er am ersten Tage des Königsschußfestes, geleitet von dem Kapitän der Schützenkompanie, im Frack mit der goldenen Bürgermeisterekette unter den Klängen des Präsentiermarsches in voller Würde die Front der Kompanie abschrift. Dem Rhythmus dieser Musik hatte man scherzhaft die Worte unterlegt: Guten Morgen, Herr Bürgermeister Wohlfahrt!

Früher Abschied

Morgen seh ich dich wandern,
morgen im Frührotschein;
winkst noch von einem zum andern —
bin dann lange allein.

Führst mein Herz in die Weite,
nimmst mir der Nächte Ruh,
geb dir allzeit das Geleite,
mein Knabe —
und was tust du?

G. H. P.



Das weithin bekannte Gänseliesel vor dem Rathaus in Göttingen

Min lew Konabiturienten von 1922 un Ji annern all!

Nu hört mol 'n Ogenblick got to! So geht dat ja nu nich, min lew Walter Parisius! All lange tied freu ick mi immer, wenn ick wat Schöns to läsen krieg. Un bett herto hew ick dat ok meist glöwt, wat dor schräben is. Öwer nu möt ick mi doch mal mellen, solangto hew ich nixnich seggt.

Wenn dat mit min Abbi 1922 ok dulle Knäap kost hett, — abends up'n Kommers bi Diestelfink, nich bös sien, Gerhard — hett denn ja ok een von uns lewen Lihrrers seggt: „Na, nun haben Sie ja wieder Farbe!“ — wie geseggt, dull wier dat mit min Abbi nich, öwer l ä b e n do ick hüt noch!! Min Schwiegersöhn seggt immer: „An de Wand lot ick mi woll mal drücken, öwer unner de Tapet? Nä dat nich!“ Un dat wart Ji woll all verstahn, wenn ick mi nu mellen do un segg: „Lütting läwt noch!“

Walter, in'n Hebräisch un ok süs büst Du klöker wäst as ick, öwer ditmal bün ick Di öwer. Immer noch sitt ick upp min Parr hier in Warsow, nu all siet 1935. Tworst bün ick nich öwerglöwsch, kümmt mi ja woll ok as Preister nich to, öwer nu mag mi uns Herrgott woll noch 'n poor Jahr mit min lew Mudding hier tosomen gүнnen, wo ick schwart upp witt läst hew, dat ick all verstorben sin sall.

Un nu grüß ick Juch all von ganzen Harten, de Ji noch von den'n Johrgang 1922 mit mi läwt.

Juch
Martin Hörich

UM EGON TSCHIRCH

Eines Tages kommt der Superintendent K. zu Egon Tschirch, um sich von ihm malen zu lassen. Er tut es heimlich, um seiner Frau und seinen Kindern eine Freude zu machen. Tschirch und er werden sich einig, und nach nicht langer Zeit kann K. sich das Bild abholen.

Lange sieht er es sich an und sagt nach einiger Zeit fragend: „Und das soll ich sein?“ „Ja“, antwortet der Maler, „das sollen Sie nicht nur sein, das sind Sie.“ „Hm, Hm“, meint **der Herr Superus**, „dann tun Sie mir bitte den Gefallen, darunter zu setzen: 2. Kor. 5 V 7!“ Egon tut es erstaunt, K. bezahlt den verabredeten Preis und geht mit dem Bilde ab.

Kaum ist er außer Sicht, da stürmt Tschirch mit langen Schritten aus dem Haus, läuft an seiner Mutter vorbei, ohne sie zu begrüßen, übersieht Bekannte, die ihn grüßen, reißt die Tür zum nächsten Buchladen auf und schreit: „Ein Neues Testament, bitte!“ Er schlägt nach und findet: „Denn wir wandeln im Glauben und nicht im Schauen.“ K. A. P.

Aus dem Inhalt des nächsten Heftes

Ist Christian Reuter, der Verfasser des Schelmuffsky-Romans (1696) ein Vorfahr von Fritz Reuter? (Dr. Ulrich Berner)

Psychoanalytische Studie über das Leben und Werk Conrad Ferdinand Meyers (Prof. Dr. Niederland)

Nachrichten aus der Familie Philipp Otto Runges (Bernd Funck, Eberswalde)

Unsere mecklenburgischen Kleinstädte (Friedrich Griese)

Rund um die Tollense (Walter Karbe †)

Wir erbitten alle Beiträge in Maschinschrift, einseitig beschrieben, Zeilenabstand 1½

Ferner bitten wir noch einmal darum, den Briefkopf stets voll auszufüllen.

Postscheckkonto: Walter Blank, 23 Kiel 1, Graf-Spee-Str. 40, Hamburg 21 80 06 für Carolinum.

Eine Zahlkarte für Säumige und Spenden liegt bei.

Der Beitrag bleibt unverändert.